

literatur für leser:innen

21

44. Jahrgang

2

Verbriefte Frühromantik,
weiblich gewendet

Herausgegeben von Frederike Middelhoff

Mit Beiträgen von Nicholas Saul,
Alexander Knopf, Yvonne Al-Taie,
Cosima Jungk, Antonia Villinger
und Claudia Bamberg



PETER LANG

Inhaltsverzeichnis

Frederike Middelhoff

Editorial: Verbriefte Frühromantik, weiblich gewendet. Korrespondentinnen im Gespräch mit Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg _____ 105

Nicholas Saul

„Die Frau des gebildeten Standes, ist der Ungebildete“. Zum Verhältnis von Weiblichkeit und Sprache im Briefwechsel zwischen Friedrich von Hardenbergs und Caroline Schlegel ____ 113

Alexander Knopf

Am Rande des Gesprächs. Untersuchungen zur epistolaren Kommunikation im Schlegel-Kreis (Friedrich Schlegel, Caroline Schlegel, Friedrich von Hardenberg/Novalis, Dorothea Veit) ____ 125

Yvonne Al-Taie

Der Brief als soziales Medium. Körperlichkeit, gegenwärtiges Erleben und epistolare Vermittlung in den Briefen des Grüninger Kreises an Novalis _____ 141

Cosima Jungk

„Fühlen ist gewiß mehr als Sehen“ – Formen und Funktionen der Intimität in den Briefen von Friedrich Schlegel und Dorothea Veit an Karoline Paulus und Rahel Levin _____ 161

Antonia Villinger

Dorothea Schlegel als Reiseliteratin. Briefe aus Italien im Mai 1818 an Friedrich Schlegel ____ 177

Claudia Bamberg

Mein „Sorgenkind“ – mein „geliebter Bruder“: Friedrich Schlegel in den Briefen der Schwestern Charlotte und Henriette Ernst sowie der Mutter Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel _____ 193

literatur für leser:innen

- herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Serena Grazzini, Carsten Jakobi, Frederike Middelhoff, Bernhard Spies, Christine Waldschmidt, Sabine Wilke
- Peer Review: Literatur für leser:innen ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber:innen weitergegeben und von allen begutachtet. Jede:r Herausgeber:in hat ein Vetorecht.
- Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Gontardstraße 11, 10178 Berlin
Telefon: +49 (0) 30 232 567 900, Telefax +49 (0) 30 232 567 902
- Redaktion der englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA
wilke@u.washington.edu
- Redaktion der deutschsprachigen Beiträge: Dr. Ingo Cornils, Professor of German Studies, School of Languages, Cultures and Societies, University of Leeds, Leeds LS2 9JT, UK
i.cornils@leeds.ac.uk
- Erscheinungsweise: 3mal jährlich
(März/Juli/November)
- Bezugsbedingungen: Jahresabonnement EUR 69,50; Jahresabonnement für Studenten EUR 30,50; Einzelheft EUR 33,95. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

PETER LANG



Die Online-Ausgabe dieser Publikation ist Open Access verfügbar und im Rahmen der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0 wiederverwendbar. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Editorial: Verbriefte Frühromantik, weiblich gewendet. Korrespondentinnen im Gespräch mit Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg

Ein Dialog ist eine Kette, oder ein Kranz von
Fragmenten. Ein Briefwechsel ist ein Dialog in
vergrößertem Maßstabe [...].¹

Friedrich ist oft zu kurz in seinen Mitteilungen,
ich bin ganz gewiß recht nothwendig zwischen
Euch als Auslegerin, und Ergänzerin.²

Der wahre Brief ist seiner Natur nach poetisch.³

Einen langen lieben Brief, der auch eine rechte
Harmonika ist, habe ich von Ihnen, beantworte
ihn aber heute nicht.⁴

Als Friedrich Schlegel Ende März 1801 vom Sterbebett Friedrich von Hardenbergs aus Weißenfels nach Jena zurückkehrt, verfasst er einen Brief an den Freund Friedrich Schleiermacher in Berlin. Schlegel erwähnt darin eher kryptisch und formell die „traurige Begebenheit“⁵, die ihn vom Arbeiten abgehalten habe und von der Schleiermacher künftig mehr von August Wilhelm Schlegel erfahren solle. F. Schlegel buchstabiert den Grund seiner Trauer also nicht aus, sondern überantwortet die Anzeige des Todes an seinen Bruder. Doch der Brief enthält eine zweite Handschrift. Über der Zeile, in der von der „traurige[n] Begebenheit“ die Rede ist, konstatiert Dorothea Veits Handschrift in Parenthese: „(den Tod unsres unvergeßlichen Hardenberg)“⁶. Veit vermittelt damit nicht nur buchstäblich zwischen den Zeilen und *inscriptum* die Todesnachricht. Vielmehr spiegelt ihre Handschrift im Schlegel-Brief neben Anteilnahme und geteilter Erinnerungsarbeit („unres unvergeßlichen“) in Bezug auf Hardenbergs Tod vor allem Veits Teilhabe am Leben und Schreiben Schlegels. Ein kollaboratives Moment war für die epistolare Schreibpraxis

-
- 1 Friedrich Schlegel: [Athenäum-Fragment Nr. 77]. In: Ders.: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. II, Abt. 1: Charakteristiken und Kritiken, 1796–1801. Hrsg. von Ernst Behler. Paderborn, München, Wien 1967, S. 176.
 - 2 Dorothea Veit an Friedrich Schleiermacher [Anfang Dezember 1801]. In: Friedrich Schlegel/Dorothea Schlegel: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. XXV, Abt. 3: Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel; Höhepunkt und Zerfall der Romantischen Schule (1799–1802). Hrsg. von Hermann Patsch. Paderborn, München, Wien 2009, S. 310–311, hier S. 310. Im Folgenden als ‚KFSA XXV‘ referenziert.
 - 3 Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Bd. 2: Das philosophische Werk. Hrsg. von Hans-Joachim Mähl. München, Wien 1978, S. 249.
 - 4 Karoline Schlegel an Novalis, 15.11.[1798]. In: Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Bd. 4: Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse. Hrsg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz. Stuttgart 1975, S. 502–503, hier S. 502. Im Folgenden als ‚HKA IV‘ referenziert.
 - 5 Friedrich Schlegel und Dorothea Veit an Friedrich Schleiermacher [wohl 27.03.1801]. In: KFSA XXV, S. 252.
 - 6 Ebd.

von Schlegel und Veit schon lange vor ihrer Eheschließung Programm.⁷ Das briefliche Wechselspiel und die sympoetischen Formen des gemeinsamen Schreibens der beiden frühromantischen Akteur:innen, das von Abschreibe-⁸ und „Secretair“⁹-Aufgaben bis hin zu untereinander ausgetauschten Billets und Briefen über kleinere und größere räumliche Distanzen reichte, sind damit aber längst nicht erschöpft.¹⁰ Neben Zeugnissen, die dokumentieren, inwiefern die ‚Jenaer Wohngemeinschaft‘ auch gemeinschaftlich Briefe verfasste (beispielsweise an den abwesenden Hardenberg in Meißen)¹¹, lassen auch andere Briefdokumente erkennen, inwiefern der briefliche Dialog der Frühromantik, in den Frauen konstitutiv mit einbezogen waren,¹² nicht nur Beziehungsarbeit im engeren Sinne leistete, Kontakte pflegte, Informationen und Emotionen vermittelte und damit kommunikativ „wirklichkeitsschaffend“¹³ wirkte, sondern ganz unterschiedliche (auch literarische) Formen und Funktionen im Gespräch zwischen den Geschlechtern annahm.

I. Verbriefte Frühromantik: Geschlechterfragen und Forschungslücken

Kollaborative Ideen, Schreibprojekte und zentrale Konzepte der Romantik sind mit dem Medium ‚Brief‘ konstitutiv verflochten. Der Brief, so hat es zuletzt Wolfgang Bunzel noch einmal hervorgehoben, galt den Romantiker:innen „als strahlkräftiges

-
- 7** Vgl. in diesem Sinne u.a. auch Dorothea Veit an Friedrich Schleiermacher, 27.02.1802. In: KFSa XXV, S. 237: „Friedrich ist vor der bloßen Idee so viel Briefe schreiben zu müssen so erschrocken, daß ich ihm das wirkliche Schreiben nur so viel es angeht abnehmen will“.
- 8** Vgl. z.B. Friedrich Schlegel und Dorothea Veit an August Wilhelm Schlegel [21.07.1800]. In: KFSa XXV, S. 143.
- 9** Friedrich Schlegel und Dorothea Veit an Friedrich Schleiermacher, 22.05.1802. In: KFSa XXV, S. 364. Der Brief beginnt mit F. Schlegels Grüßen und (kurzangebundenen) Mitteilungen zu Publikationsprojekten, bevor D. Veit deutlich macht, dass ihr diese Zeilen von F. Schlegel (ebenso wie sein Postskriptum) diktiert wurden – der gesamte Brief stammt also aus ihrer Feder: „So weit war ich, Dorothea, Secretair; nun grüße ich tausendmal mit ganzer Seele und von ganzem Herzen und bitte für Sie um Ihren Segen und Ihr liebendes Angedenken./ P.S. für Friedrich. Wenn Du den Alarkos noch recensirst, so Sorge ja, daß ich eine Recension bekomme.“
- 10** Das gemeinsame syn- und asynchrone Abfassen von Briefen wurde von einer gemeinsamen Schreib- und Übersetzungstätigkeit komplementiert. Noch bevor Dorothea Schlegel die durch ihren Mann vermittelte Auftragsarbeit einer Übersetzung von Germaine de Staëls *Corinne ou l'Italie* 1807 im Eilverfahren fertiggestellt hatte, war F. Schlegel beispielsweise bereits damit beschäftigt, eine ihrer Übersetzungen bzw. Bearbeitungen aus dem (Alt-)Französischen zu Geld zu machen. Im Zuge seiner Werbeaktion betont er die Schreib- und Übersetzungsarbeit als ein kollaboratives Projekt (für das er allerdings – insofern er im Vergleich zu seiner Frau wesentlich besser mit kulturellem und symbolischem Kapital ausgestattet war – letztlich eigens verantwortlich zeichnete): „Haben Sie wohl meinen *romantischen Dichtungen* bei Junius und Lother und Maller bei Willmans einige Aufmerksamkeit geschenkt? – Meine Frau, die sich Ihnen freundschaftlich empfiehlt, arbeitet jetzt an einem andern sehr märchenhaften alten Romane ähnlicher Art; nur mit dem Unterschiede, daß wir an diesem in *Stil, Art und selbst im Wesentlichen so viel zu ändern finden, daß ich ihn fast als eignes Werk werde geben dürfen.*“ Friedrich Schlegel an Georg Andreas Reimer, 04.01.1806. In: Friedrich Schlegel: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. XXVI,2: Kölner Lebensjahre, 1. Januar 1806–21. Juni 1808. Hrsg. von Barbara Otto. Paderborn, München, Wien 2018, S. 28 (Hervor. von der Verf. – F.M.).
- 11** Vgl. Karoline Schlegel, Friedrich Schlegel und August Wilhelm Schlegel (Dresden) an Friedrich v. Hardenberg (Siebeneichen bei Meißen), 1. Juli 1798, Sign. Hs-13563, Freies Deutsches Hochstift.
- 12** Vgl. in diesem Sinne auch Claudia Bamberg: Das Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik. In: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig/Jörg Schuster/Gesa Steinbrink/Jochen Strobel. Boston, Berlin 2020, S. 1032–1042, hier S. 1034: „Die Korrespondenzen sind ein wichtiger Beleg dafür, dass intensive und vor allem auch kontroverse Kommunikation die unabdingbare Voraussetzung für die Entstehung der frühromantischen Texte ist, die oft nicht nur auf eine einzige Autorschaft festzulegen sind und die auch die Frauen – insbesondere Caroline Schlegel und Dorothea Veit – einbeziehen.“
- 13** Karl Lenz: *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Wiesbaden 2009, S. 227.

Bindeglied zwischen ‚Kunst‘ und ‚Leben‘¹⁴. Dabei unterlaufen nicht zuletzt die gemeinschaftlich verfassten Briefe, wie die oben skizzierten, Karl Heinz Bohrs notorische Grundthese, dass „der ästhetische Status“ des Briefs in der Romantik die dialogische Grundstruktur „zugunsten von monologischen Konstrukten eines Ichs“ verabschiede, „das eigentlich keine Antwort mehr ermöglicht“¹⁵. Gleichwohl scheint sich die Romantikforschung immer noch schwer zu tun, der Relevanz und dem Status der Frauen insbesondere im frühromantischen Netzwerk Rechnung zu tragen. Dass bislang nur vereinzelt editorisch verlässliche Ausgaben der Briefe von Romantikerinnen vorliegen¹⁶ und nur erstaunlich wenige romantische Akteurinnen im kürzlich herausgegebenen *Handbuch Brief* einen eigenen Eintrag erhalten haben,¹⁷ ist für dieses Missverhältnis bezeichnend.¹⁸ Wenngleich anerkannt wird, dass die Geschichte romantischer Geselligkeit und des ‚Salons‘ ohne weibliche Teilhabe nur unzureichend erzählt werden würde, hat die Forschung den Korrespondenzen der Frauen, ihrem systematischen Zusammenhang zur romantischen Literatur und der Relation zwischen romantischer Briefkultur und Fragen weiblicher Autorschaft bisher nur in Einzelfällen Aufmerksamkeit geschenkt.¹⁹

-
- 14** Wolfgang Bunzel: Nach Bohrer. Überlegungen zum ‚romantischen Brief‘. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs: Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*. Hrsg. von Norman Kasper/Jana Kittelmann/Jochen Strobel/Robert Vellusig. Berlin, Boston 2021, S. 141–164, hier S. 144. Siehe auch ders.: Briefnetzwerke der Romantik. Theorie – Praxis – Edition. In: *Brief-Edition im digitalen Zeitalter*. Hrsg. von Anne Bohnenkamp/Elke Richter. Berlin, Boston 2013, S. 109–132.
- 15** Karl Heinz Bohrer: *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. Frankfurt/M. 1989, S. 214. Bohrer entwickelt seine These von der romantischen Aufhebung, erstens, „de[s] Bezugs auf den anderen“ sowie, zweitens, „der Selbstmitteilung als Wiederholung bzw. Abbildung eines authentischen ‚Gefühls‘ oder Gedankens“ bezeichnenderweise am Beispiel von Clemens Brentano und Heinrich von Kleist (ebd.). Karoline von Günderrodes Briefe („Briefe[] der Günderrode“ [sic]), die Bohrer in seiner Monografie ebenfalls bespricht, entbehren allerdings jeglicher „ästhetisch-literarischer Struktur“ (ebd.). Dass Günderrodes Briefe eher philosophisch als literarisch funktionieren und die Briefästhetik wiederum für das literarische Werk der Autorin von zentraler Bedeutung ist, scheint für Bohrer nicht weiter von Interesse gewesen zu sein.
- 16** Neben den kritisch edierten Briefen von Rahel Levin Varnhagen (= Edition Rahel Levin Varnhagen. Hrsg. von Barbara Hahn [u.a.]. 2019–2023) und Bettina von Arnim (*Achim von Arnim/Bettine Brentano verh. von Arnim*. Hrsg. von Renate Moering [2019]; Bd. 4. der *Bettine von Arnim-Werke*. Hrsg. von Heinz Härtl/Ulrike Landfester/Sybille von Steinsdorff [2004] sowie kürzlich [2022] der *Die junge Bettina. Briefwechsel 1796–1811*. Hrsg. von †Heinz Härtl/†Ursula Härtl) sind kritische Editionen der Briefe (und leider größtenteils auch der literarischen Texte) vieler Romantikerinnen noch immer Mangelware; z.T. werden ihre Briefe in das Gesamtwerk der Ehemänner ‚eingemeindet‘ (so z.B. im Fall von Dorothea Veit-Schlegel). Es bleibt zu hoffen, dass die Akteurinnen der Frühromantik im 2022 bewilligten DFG-Projekt „Korrespondenzen der Frühromantik: Edition – Annotation – Netzwerkforschung“ (vgl. <https://www.uni-marburg.de/de/fb09/neuere-deutsche-literatur/institut/personen/strobel/dfg-projekt-korrespondenzen-der-fruehromantik> [20.08.2023]) eine angemessene Form der Sichtbarkeit erfahren.
- 17** R. Levin Varnhagen und B. v. Arnim sind mit Blick auf das 19. Jahrhundert – abgesehen von Germaine de Staël und Annette von Droste-Hülshoff – die einzigen Autorinnen, die im umfangreichen *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* (Hrsg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig [u.a.]. Boston, Berlin 2020) mit einem Kapiteleintrag bedacht wurden.
- 18** Siehe dazu auch kritisch Martina Wernli: Zur Wiederentdeckung romantischer Autorinnen. In: *„Jetzt kommen andere Zeiten angerückt.“ Schriftstellerinnen der Romantik*. Hrsg. von ders. Berlin, Heidelberg 2022, S. 1–10.
- 19** Namhafte Ausnahmen bestätigen die Regel, vgl. v.a. Katrin Burgdorf: Bettine Brentanos Briefe als Medium der Öffentlichkeit. Ein Schritt zur Umwertung der Geschlechterrollen. In: *Ich will keinem Mann nachtreten. Sophie von La Roche und Bettine von Arnim*. Hrsg. von Miriam Seidler. Frankfurt/M. 2013, S. 47–61; Renata Dampc-Jarosch: „Das Unmögliche bleibt Vorstellung, das Mögliche wird Entschluß. Frauen sind dazu berufen, Utopien bewohnbar zu machen“. Selbst- und Weltentwürfe von Frauen im Brief der klassisch-romantischen Zeit. In: *„Frauen sind dazu berufen, Utopien bewohnbar zu machen“. Frauenbilder in Kunst und Literatur*. Hrsg.

Dabei ist allein die Vielfalt der Formen sowie die Vielschichtigkeit der Sprechakte und Kommunikationsstrategien bemerkenswert, die die oben genannten Akteur:innen für ihre zwischen den Geschlechtern zirkulierenden Briefe wählten:²⁰ Jeanette Danscour, Friederike von Mandelsloh, Caroline von Kühn und Sophie von Kühn (Hardenbergs Verlobte) beispielsweise schrieben ihre Briefe an Hardenberg zum Teil ‚vierstimmig‘;²¹ an Caroline Just schickte Hardenberg im April 1796 einen poetischen Antwortbrief im Kreuzreimschema –²² seine Mutter erhielt zum Geburtstag ebenfalls gereimte Grüße und Glückwünsche;²³ an Rahel Levin sendete Friedrich Schlegel brieflich verbürgte Spottverse auf Friedrich Schiller („*Friedrich Schlegel's Bosheiten gegen Schiller*“²⁴). Auf seine erotisch aufgeladenen bis sexuell übergriffigen Briefe und Billets ließ sich allerdings keine von F. Schlegels Adressatinnen ein.²⁵

Darüber hinaus lässt sich den Briefen ein gemeinschaftsstiftendes und erkenntnistheoretisches Vermögen zusprechen. Mithilfe des Briefwechsels, den Hardenberg z.B. mit Karoline Schlegel pflegte, konnte Ersterer sich nicht nur über die sozialen Abläufe und kulturellen Kontexte in Jena auf dem Laufenden halten. Vielmehr entwickelte Hardenberg im Brief-Gespräch mit K. Schlegel auch spezifische Ansichten über Philosophie, (Sym-)Physik, (männliche und weibliche) Politik, poetische Kreativität oder F. Schlegels *Lucinde*-Roman.²⁶ Die Briefe-Gespräche zwischen F. Schlegel, Hardenberg und den Frauen umkreisen dabei auch immer wieder Fragen zu Geschlechterkonzepten und sozialen Geschlechtererwartungen sowie zu Formen zwischen- und gleichgeschlechtlicher Beziehungen. Doch Liebe, Ehe und Freundschaft, Geselligkeit, Intimität und Geschlechterfragen sind nur ein Ausschnitt aus den Themenkomplexen, die F. Schlegel und F. v. Hardenberg mit verschiedenen Korrespondentinnen erörterten und im gesamten Verlauf ihrer gemeinsamen Freundschaft von 1792 bis 1801 entfalteten. Leben und Kunst, Scherz und Ernst, Kritik und Einfühlung, Alltägliches und Außerordentliches, Annäherung und Distanzierung sind in diesen Briefwechseln eng miteinander verzahnt.

von Heide Beutin [u.a.]. Mössingen-Talheim 2012, S. 60–77; Barbara Becker-Cantarino: *Schriftstellerinnen der Romantik*. München 2000; Margaretmary Daley: *Women of Letters: A Study of Self and Genre in the Personal Writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rahel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim*. Columbia, SC 1998; Lorely French: „Meine beiden Ichs“: Confrontations with Language and Self in Letters by Early 19th-Century Women. In: *Women in German Yearbook*. 5/1989, S. 73–89.

- 20** Inwiefern z.B. lange Briefformate bestimmte Antwortbriefe (nämlich ebenfalls lange Rück-„Gaben“) einforderten und in ein komplexes kommunikatives Wechselspiel eingebunden waren, erläutern aktuell: Ulrich Breuer/Anke Lindemann: Lange Briefe. Überlegungen zu einem Medienformat am Beispiel der Briefe Dorothea Schlegels. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs*. Hrsg. von Kasper [u. a.], S. 193–213.
- 21** Jeanette Danscour, Caroline und Sophie von Kühn, Friederike von Mandelsloh an Novalis, 21.03.[1796]. In: HKA IV, S. 430 f. Siehe zu den Briefen des ‚Grüninger Kreises‘ auch den Beitrag von Yvonne Al-Taie in diesem Themenheft.
- 22** Novalis an Caroline Just („Antwort/An Carolinen“). In: HKA IV, S. 182 f.
- 23** Vgl. Novalis an Auguste von Hardenberg, 05.10.1798: „An die Fundgrube Auguste/zu ihrem 49sten Geburtstage.“. In: HKA IV, S. 262.
- 24** Friedrich Schlegel an Rahel Levin, 01.04.1802. In: KFSa XXV, S. 346.
- 25** Vgl. zum Beispiel an Sophie Mereau, 30.08.1800. In: KFSa XXV, S. 170: „Also denke nur an mich mit und ohne Kleid“; an Karoline Paulus, [November 1800]. In: KFSa XXV, S. 205: „Nach Tische werde ich zusehn ob Sie schlafen[.]“ Siehe dazu auch den Beitrag von Cosima Jungk in diesem Themenheft.
- 26** Vgl. u.a. Novalis an Karoline Schlegel [09.09.1798]. In: HKA IV, S. 260–262 sowie am 20.01.1799. In: HKA IV, S. 274–276. Siehe dazu auch die Beiträge von Nicholas Saul und Alexander Knopf in diesem Themenheft.

II. Frühromantische Briefkulturen: Korrespondentinnen im Gespräch mit Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg

Anlässlich der vom 26. April bis 08. September 2022 ausgerichteten Ausstellung „Ich liebe Deine Liebe‘: Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg“²⁷, mit der das 250. Jubiläum des Geburtsjahres der beiden Freunde im ‚Handschriftenstudio‘ des Deutschen Romantik-Museums Frankfurt/M. gefeiert wurde, nahm sich eine kleine Gruppe von Wissenschaftler:innen der Aufgabe an, den in der Ausstellung vermittelten Briefwechsel zwischen Hardenberg und Schlegel im Rahmen eines zweitägigen Workshops mit der Frage zu konfrontieren, welchen Stellenwert die Frauen in der Korrespondenz der beiden Romantiker einnahmen und welche Merkmale – sowohl stilistischer, kommunikativer als auch thematischer Art – den brieflichen Austausch der Freunde u.a. mit Karoline Schlegel, Dorothea Veit/Schlegel, Karoline Paulus, Rahel Levin Varnhagen, Auguste von Hardenberg (Novalis’ Mutter), dem Grüninger Kreis um Sophie von Kühn und die Familienbriefe von Charlotte und Henriette Ernst, den Schwestern der Schlegel-Brüder sowie ihrer Mutter Johanna Christiane Erdmuth Schlegel kennzeichnen.

Die sechs Beiträge, die im vorliegenden Themenheft versammelt sind, entstanden im Rahmen des genannten Workshops.²⁸ Sie spüren zum einen den Eigenheiten der Briefwechsel F. Schlegels und F. v. Hardenbergs mit verschiedenen Korrespondentinnen nach und rücken die beiden Akteure zum anderen als Empfänger sowie Gegenstand der brieflichen Kommunikation weiblicher Schreibender in den Blick. Der forschungsbekannte Fokus auf die Schreibverfahren und Kommunikationsformen der beiden Männer wird dabei relativiert und für Fragen geöffnet, die für die einzelnen Korrespondentinnen und ihre jeweils individuellen Perspektiven zentral sind. Beleuchtet werden in den Beiträgen insbesondere die epistolaren Praktiken, die Verhandlungen von Weiblichkeit (siehe den Beitrag von N. Saul), das Problem der Inkommunikabilität (im Beitrag von A. Knopf), das Evozieren von Unmittelbarkeit bzw. Körperlichkeit (siehe den Beitrag von Y. Al-Taie), Formen der Intimität (siehe den Beitrag von C. Jungk), das Motiv des Reisens (im Beitrag von A. Villinger) und der umstrittenen ‚romantischen Liebe‘ (siehe den Beitrag von C. Bamberg).

Die Beiträge des Heftes fragen nicht nur danach, wie in den Briefen die literarische Produktion, der Schwellenraum der Kommunikation sowie das Verhältnis von Kunst und Lebenswelt adressiert, ausgelotet oder reflektiert wird. Sie stellen vielmehr immer auch die eigenen Stimmen, die Regeln der Vermittlung sowie die ästhetischen Strategien der Korrespondentinnen ins Zentrum, die den jeweiligen Briefdialog im Speziellen ebenso wie die Entwicklung des frühromantischen Netzwerks im Allgemeinen mitprägten. Wenngleich das Heft nur einen kleinen Ausschnitt der Vielstimmigkeit

²⁷ Vgl. die Ankündigung [<https://deutsches-romantik-museum.de/ausstellungen/~/ich-liebe-deine-liebe-der-briefwechsel-zwischen-friedrich-schlegel-und-friedrich-von-hardenberg-novalis/968> (26.06.2023)] sowie der entsprechende Katalog: Nicholas Saul und Johannes Endres (Hrsg.): ‚Ich liebe Deine Liebe‘. *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg (Novalis). Eine Ausstellung zum 250. Geburtstag der beiden Dichter.* Göttingen 2022.

²⁸ Ich möchte mich in diesem Zuge bei den Verantwortlichen des Freien Deutschen Hochstifts bedanken, die den Workshop und damit indirekt auch die Drucklegung dieses Themenheftes ermöglicht haben. Mein Dank gilt insbesondere Frau Bohnenkamp-Renken seitens der Direktion und Herrn Konrad Heumann für die Beratung und Bereitstellung des Briefmaterials aus dem Handschriftenarchiv des FDH.

und des Facettenreichtums der Briefwechsel zwischen F. Schlegel, Hardenberg und ihren Korrespondentinnen zeigen kann, so veranschaulichen die unter dem Stichwort ‚verbriefte Frühromantik, weiblich gewendet‘ stehenden Aufsätze doch unmissverständlich, dass die Geschichte der (Früh-)Romantik von den Geschichten, die mit und in den Briefen der weiblichen Schreibenden zum Tragen kommen, nicht zu trennen ist. Die Frühromantik, so ließe sich in diesem Sinne zuspitzen, ist immer auch ein Projekt gewesen, an dem Frauen – nicht nur, aber auch – mit ihren Briefen mitgeschrieben haben.

III. Zu den Beiträgen des Hefts

Vor dem Hintergrund von Karoline Schlegels Teilhabe an den frühromantischen Kunst- und Kritikaktivitäten Friedrich Schlegels und Friedrich v. Hardenbergs untersucht der erste Beitrag von **Nicholas Saul**, wie Hardenberg im Dialog mit seiner Briefpartnerin K. Schlegel gendertheoretische Fragen reflektiert und utopische Vorstellungen zu Ehe, Familie und der Stellung der Frauen im öffentlichen Raum entwickelt. Saul fokussiert dabei unter Einbeziehung von Judith Butlers performativer Diskurstheorie auf Hardenbergs Auseinandersetzung mit zeitgenössischen (patriarchalisch definierten) Geschlechterkonzepten und sozialen Erwartungen in Bezug auf die Rolle von Frauen, deren essentialistisch-dualistische Grenzziehungen Hardenberg laut Saul zu subvertieren versucht.

Alexander Knopfs Interesse gilt dem strategischen Umgang mit Kommunikations-schwierigkeiten, der sich im Briefwechsel zwischen Friedrich Schlegel, Friedrich v. Hardenberg und Karoline Schlegel identifizieren lässt. Knopf beleuchtet das spezifisch frühromantische Problembewusstsein für die Hürden der Kommunikation in sozialen Beziehungen ausgehend von Luhmanns Theorie codierter Intimität und erschließt die rhetorischen Eigenheiten der frühromantischen Briefe im Zeichen eines Metadiskurses: eines Codes, der dazu dient, Grenzen und Hindernisse der Kommunikation in persönlichen Beziehungen (jenseits der Liebe) zu reflektieren und zu kanalisieren.

Wie Beziehungen in und mit Briefen über räumliche Distanzverhältnisse konstruiert und konserviert werden, analysiert der praxeologisch ausgerichtete Beitrag von **Yvonne Al-Taie** in der Auseinandersetzung mit den zwischen Friedrich v. Hardenberg und dem sogenannten Grüninger Kreis (Sophie von Kühn, Caroline von Kühn, Jeannette Danscour, Friederike von Mandelsloh) gewechselten Briefen aus den Jahren 1795 bis 1797 – dem Jahr, in dem Hardenbergs Verlobte, Sophie von Kühn, verstirbt. Al-Taie stellt die Formen und Funktionen der situativen Schreibgesten, gemeinschaftlichen Schreibpraktiken und Strategien der Suggestion von Präsenz und körperlicher Näheverhältnisse an ausgesuchten Briefen und Briefbeigaben der Korrespondentinnen vor Augen und erhellt diese epistolaren Praktiken im Horizont digitaler Kommunikationsformen in Social Media-Formaten der Gegenwart.

Cosima Jungk widmet sich in ihrem Aufsatz unterschiedlichen Codierungen und Funktionalisierungen von Intimität, die sie am Beispiel der Briefe und Billets hervorhebt, die in Jena und Berlin zwischen Friedrich Schlegel, Dorothea Veit, Karoline Paulus und Rahel Levin gewechselt wurden. Gezeigt wird dabei, wie zentral und strategisch epistolare Kommunikation zum Zweck sozialer Integration, Patronage und erotischer Avancen eingesetzt wurde. Der Austausch mit Paulus und Levin spielte

für Veit und Schlegel ganz unterschiedliche Rollen, wobei die Bedeutung der (oftmals deutlich asymmetrischen) Korrespondenzen für die partnerschaftliche und kreative Entwicklung von sowie zwischen Veit und Schlegel kaum überschätzt werden kann.

Im Mittelpunkt von **Antonia Villingers** Beitrag steht die Korrespondenz Dorothea Schlegels während ihrer Reise gen und durch Italien im Frühsommer 1818, in der die Autorin die topographischen, kulturellen, religiösen und politischen Eigenheiten Italiens zu Erfahrungen und Erkenntnissen über ‚Deutschland‘ ins Verhältnis setzt. Villinger arbeitet heraus, inwieweit D. Schlegel als Reiseschriftstellerin betrachtet werden kann, die Italien nicht nur mit den bekannten Bildern und Texten vor Augen bereiste, die das Land im 18. und 19. Jahrhundert als Topos der Sehnsucht geprägt hatten. Vielmehr, so Villinger, entwickelt D. Schlegel mittels unterschiedlicher ästhetischer Strategien und im Dialog mit ihrem Korrespondenzpartner Friedrich Schlegel eigene Perspektiven auf die Landschaften, politischen Verhältnisse und sozialen Lebensformen in Italien.

Neue Einsichten in das familiäre Verhältnis und die geschwisterliche Wahrnehmung von Friedrich Schlegel liefert der abschließende Beitrag von **Claudia Bamberg**. Anhand bislang unerforschter Briefe, die zwischen 1791 bis über den Tod Friedrich Schlegels im Jahr 1824 hinaus zwischen August Wilhelm Schlegel und den beiden Schwestern des Brüderpaares, Charlotte und Henriette Schlegel, sowie der Mutter Joanna Christiane Erdmuth Schlegel gewechselt wurden, veranschaulicht Bamberg das spannungsgeladene Verhältnis der Familie in Bezug auf Friedrich Schlegel, der im Umkreis des protestantischen Elternhauses als ‚Fritz‘, das ‚Sorgenkind‘, firmierte. Bamberg verbindet ihre Materialpräsentation mit Überlegungen zum wechselseitigen Einfluss zwischen F. Schlegel und den weiblichen Mitgliedern der Familie mit Blick auf die Entwicklung des romantischen Künstlerpaares Dorothea/Friedrich Schlegel.

„Die Frau des gebildeten Standes, ist der Ungebildete“. Zum Verhältnis von Weiblichkeit und Sprache im Briefwechsel zwischen Friedrich von Hardenbergs und Caroline Schlegel

Abstract

Die Frühromantiker haben sich in der unmittelbar postrevolutionären Epoche redlich um die Gleichstellung der Frau bemüht, speziell um die Autonomie und Leistungskraft der Frau als gleichberechtigter Akteurin in der Sphäre der Öffentlichkeit. Im Folgenden wird unter diesem Blickpunkt die utopische Korrespondenz zwischen Friedrich von Hardenberg und Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling untersucht. Nach einer kurzen Darstellung der Zusammenarbeit Caroline Schlegels mit den Brüdern Schlegel wird im Kontext der bevorstehenden, noch geheimen Verlobung Hardenbergs mit Julie von Charpentier Hardenbergs vitalistisch-kreativ orientierte Rhetorik in den Briefen zum Thema Utopie in Ehe und Staat analysiert und in Bezug zu Judith Butlers Gender-Theorie gesetzt.

Gewiss zählt die Faszination der männlichen Frühromantiker von der poetischen und allgemein sprachlichen Kompetenz der weiblichen Mitglieder der Gruppe zu den wichtigsten Themen der Romantikforschung in den letzten Jahrzehnten.¹ Erkannt wurde dabei, wie in den unmittelbar postrevolutionären Jahren – besonders unter den nach wie vor revolutionär gesinnten Frühromantikern August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg – allgemein und immer radikaler die kommunikative Rolle der Frau, schriftlich wie mündlich, autonom neu bestimmt werden sollte. Dorothea und Caroline Schlegel haben in Berlin, Dresden und Jena nicht nur die überkommene, salonmäßig-soziale (oder gar häusliche) Rolle der Frau immer weiter fortgespielt, sondern auch engagiert-gleichberechtigt an der ko-kreativen – symphilosophischen und sympoetischen – Arbeit der Gruppe teilgenommen. Sie haben in der Briefkultur als neuem Medium dialogisch-kollektiven Denkens tatkräftig-selbstbewusst mitgeschrieben, an den Shakespeare-Übersetzungen Wilhelm Schlegels mitgearbeitet, am Verfassen kritischer Arbeiten fürs *Athenaeum*, gar an

1 Vgl. allen voran Inge Stephan/Sigrid Weigel: *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. Argument-Sonderband AS 96. Berlin 1988; Sigrid Lange (Hrsg.): *Ob die Weiber Menschen sind. Geschlechterdebatten um 1800*. Leipzig 1992; Verena von der Heyden-Rynsch: *Europäische Salons. Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur*. Düsseldorf, Zürich 1992. Speziell zu Caroline Schlegel: Marymargaret Daley: *Women of Letters: A Study of Self and Genre in the Personal Writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rahel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim*. Columbia 1998; Barbara Becker-Cantarino: *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werk – Wirkung*. München 2000; May Mergenthaler: Die Frühromantik als Projekt vollendeter Mitteilung zwischen den Geschlechtern: Friedrich Schlegel und Dorothea Veit im Gespräch über Friedrich Richters Romane. In: *German Quarterly* 81/2008, S. 302–321; Sigrid Damm: *Caroline Schlegel-Schelling. Ein Lebensbild in Briefen*. Frankfurt/Main 2009; Martin Reulecke: „Madame Lucifer“ – Anmerkung zur Caroline-Rezeption. In: *Athenäum* 20/2010, S. 183–196; Sabine Appel: *Caroline Schlegel-Schelling. Das Wagnis der Freiheit*. München 2013; Niklas Immer (Hrsg.): Caroline Schlegel-Schelling. *Romantikerin mit spitzer Feder. Briefe und Literatur*. Weimar 2013; Astrid Weigert: Gender and Genre in the Works of German Romantic Women Writers. In: *The Oxford Handbook of European Romanticism*. Hrsg. von Paul Hamilton. Oxford 2014, S. 240–255; Martina Wernli (Hrsg.): *„jetzt kommen andre Zeiten angerückt“. Schriftstellerinnen der Romantik*. Stuttgart 2022.

ihren eigenen romantischen Romanen geschrieben.² Im Folgenden soll das kommunikative Verhältnis zwischen Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling zu diesen drei Hauptmitgliedern der ersten romantischen Schule untersucht werden. Auf eine kurze Rekonstruktion ihres Verhältnisses zu den Brüdern Schlegel folgt – unter Heranziehung von Judith Butlers performativer Theorie der *gender*-Identität³ – eine Analyse der Kommunikation zwischen Hardenberg und der damaligen Caroline Schlegel. Ihr kurzer Briefwechsel mit Caroline Schlegel soll einen Einblick in sein späteres Denken *über* die Frau und Reden *mit* der Frau geben.

I. August Wilhelm, Friedrich und Caroline Schlegel im Briefaustausch: Mann, Frau, Autorschaft

In der Regel und zu Recht spielen Friedrich und August Wilhelm Schlegel in diesem Zusammenhang die Hauptrollen. Bei August Wilhelm Schlegel ist allgemein bekannt, wie sehr er sich um das Wohlergehen der (wie sie damals noch hieß) Caroline Böhmer nach ihrer Gefangenschaft in Mainz bemüht hat, wie er mit Hilfe des jüngeren Bruders sie während ihrer Schwangerschaft diskret hatte pflegen lassen, ferner, natürlich, wie er sie danach geheiratet, sie in die gutbürgerlich-akademisch-gebildete Gesellschaft in Jena eingeführt und sie schließlich zur Mitarbeiterin an seinen vielen literarischen Projekten⁴ gemacht hat.

Objektiv gesehen hat aber der Bruder Friedrich Schlegel sich noch mehr um die sprachliche Kreativität Dorothea Veits und Caroline Schlegels bemüht. Aus der Zeit, in der er die verwitwete Caroline Böhmer insbesondere während ihrer geheimen Schwangerschaft in Lucka bei Leipzig pflegte, blieb ihm eine besondere Hochachtung für ihren Charakter und Intellekt.⁵ Schon damals hat sie ihm ihrerseits stilistische

-
- 2 Zum romantischen Brief als Textsorte vgl. Jochen Strobel: Brief und Netzwerk. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefes. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*. Hrsg. von Norman Kasper/Jana Kittelmann/Jochen Strobel/Robert Vellusig. Berlin, Boston 2020, S. 39–63; Wolfgang Bunzel: Briefnetze der Romantik – Theorie – Praxis – Edition. In: *Briefeditionen im digitalen Zeitalter*. Hrsg. von Anne Bohnenkamp/Elke Richter. Berlin 2013, S. 109–131. Zur Geschichte des Briefes: Karl Heinz Bohrer: *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. München, Wien 1987; Jochen Strobel: Brief. In: *Handbuch Literaturwissenschaft*. Bd. 2: *Methoden und Theorien*. Hrsg. von Thomas Anz, Stuttgart, Weimar 2013, S. 166–174; Wolfgang Bunzel: Nach Bohrer. Überlegungen zum „romantischen Brief“. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefes. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*. Hrsg. von Norman Kasper [u. a.], S. 141–163; Helmut Schanze: *Erfindung der Romantik*. Stuttgart 2018; Claudia Bamberg: „Das Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik“. In: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Bd. 1: Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres. Hrsg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig [u.a.]. Berlin, Boston 2020, S. 1032–1042.
 - 3 Judith Butler: *Bodies That Matter. On the Discursive Limits of "Sex"*. London, New York 1993.
 - 4 Vgl. beispielsweise Caroline Schlegel an August Wilhelm Schlegel 1797 zu dessen Aufsatz über Romeo und Julia für *Die Horen*. In: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz*. Bd. 1. Hrsg. von Erich Schmidt. Leipzig 1913, S. 426–430. Diese Ausgabe dient hier als Hauptquelle, weil sie viele einzelne Briefwechsel, außerdem auch Schriften von Caroline Schlegel, vereinigt. Im Folgenden mit der Sigle ‚C/Briefe‘ im Fließtext mit Seitenzahlen referenziert.
 - 5 Vgl. Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel, 2. August 1796. In: C/Briefe, S. 393–396, insb. 394. Außerdem: Friedrich an August Wilhelm Schlegel, 21. August 1793: „Die Ueberlegenheit ihres Verstandes <über den meinigen> habe ich sehr frühe gefühlt. Es ist mir aber noch zu fremd zu unbegreiflich, daß ein *Weib* so seyn kann, als daß ich an ihre Offenheit, Freiheit von Kunst fest glauben dürfte“. In: Friedrich Schlegel: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. 23. Hrsg. von Ernst Behler/Jean Jacques Anstett/Hans Eichner [u.a.]. München, Paderborn 1987, S. 121. Im Folgenden mit der Sigle ‚KFSA‘ referenziert. Dazu auch: Nicholas

Empfehlungen gemacht, und zwar zunächst für die Darstellung ihrer Person in seinen regelmäßigen brieflichen Berichten an den Bruder – für den Fall, dass sie zu routiniert wirken sollten für den Geschmack ihres Mannes: „Seyn Sie doch ein wenig cokett, mit dem, was Sie ihm angedeihen lassen – in meiner Seele. Denn das glauben Sie nur, wir cokettiren mit Leben und Sterben“ (C/Briefe, 311). Das „Cokettieren“ als Stilmittel taucht – offensichtlich mit Absicht – sogar später im Diskurs der beiden auf, als Friedrich Schlegel, bewusst auf ihr früheres Verhältnis anspielend, vorschlägt, Caroline Schlegels Briefe als romantische Werke zu publizieren: „Was sich aus Ihren Briefen drucken ließe, ist viel zu rein, schön und weich, als daß ich es in Fragmente gleichsam zerbrochen und durch die bloße Aushebung kokett gemacht sehn möchte“ (ebd., 440). Aber nicht nur das: Ganz abgesehen von solchen Fragen der persönlichen Kommunikation und seiner generellen Hochachtung gegenüber der Schwägerin nach der Schwangerschaftsepisode, hat er sich immer wieder bevorzugt-ernsthaft um ihre Meinung zu literarischen Fragen bemüht. Besonders im Falle der *Lucinde* heißt es: „ich will Ihnen unter uns gestehn, daß mir vor der Hand Ihr Beyfall mehr als Wilhelms am Herzen lag“ (ebd., 513 [Berlin, März 1799]). In der Tat sollte sie für das *Athenaeum* schon von Anfang an alles kritisieren, was nicht nur aus Wilhelms, sondern aus seiner, Friedrichs, Feder stammte (ebd., 438–439; Berlin, November 1797). Er diskutierte mit ihr über die ihr – seiner Überzeugung nach – am besten geeignete literarisch-philosophische Gattung (die relativ formlose ‚*Rhapsodie*‘; ebd., 439), ermunterte sie zu einem eigenen Roman (ebd., 439) oder gar mehreren Romanen (ebd., 516), aber auch zu Briefen und Kritiken, Gattungen, welche sie, wie er meinte, schon jetzt vollkommen in ihrer Gewalt hatte. Er spendet ihr sogar überhaupt sein höchstes symphilosophisch-sympoetisches-symkritisches Kompliment – sonst nur Hardenberg gegönnt –, nämlich aus ihren Briefen „[e]ine große philosophische Rhapsodie zu – diaskeuasiren“ (ebd., 440), also nicht cokettierend, sondern potenzierend-ko-kreativ am Original mitzuschreiben im Sinne der Homerischen Kritiker.⁶ Vor allen Dingen während der Entstehung der *Lucinde* erklärt Friedrich Schlegel der Freundin sein Konzept für den 2. Teil des Romans. Auf die „Lehrjahre der Männlichkeit“ soll nämlich ergänzend ein Gegenstück, „*Weibliche Ansichten*“ (ebd., 513), folgen: „vielseitige Briefen von Frauen und Mädchen verschiedener Art über die gute und schlechte Gesellschaft. Darstellung der *Gegenwart*, denn Bekenntnisse über die Vergangenheit scheinen mir weniger weiblich, und ich zweifle, ob es Lehrjahre der Weiblichkeit giebt“ (ebd., 513). Dafür soll Caroline Schlegel ihm „einige Personen, Lokale u.s.w.“ nennen, auch einen Brief mitteilen (ebd., 513), denn er zweifelt auch an seiner eigenen, vermutlich rein männlich gemeinten, Fähigkeit, das Weibliche adäquat zum Ausdruck bringen zu können (ebd., 513). In der Person der Juliane – eines weiblichen Julius? – gesteht er ferner, Caroline Schlegels Kritik der *Lucinde* antizipierend nachvollzogen zu haben: „Zu wenig

Saul und Johannes Endres (Hrsg.): „Ich liebe Deine Liebe“. *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg (Novalis). Eine Ausstellung zum 250. Geburtstag der beiden Dichter*. Göttingen 2022, S. 20–22.

6 Vgl. zum Diaskeuasastendienst Friedrich Schlegels Friedrich August Wolf: *Prolegomena ad homerum*. Halle 1795. Dazu Reinhard Markner: *Fraktale Epik. Friedrich Schlegels Antwort auf Friedrich August Wolfs homerische Fragen*. In: *Begrenzte Natur und Unendlichkeit der Idee. Literatur und bildende Kunst in Klassizismus und Romantik*. Hrsg. von Jutta Müller-Tamm, Cornelia Ortlieb. Freiburg i.Br. 2004, S. 199–216. Ferner: Nicholas Saul und Johannes Endres (Hrsg.): ‚*Ich liebe Deine Liebe*‘, S. 84–86.

Poesie und zu viel Liebe“ (ebd., 514). In diesem Zusammenhang sollte erwähnt werden, dass Caroline Schlegel in der Tat einen – entgegen Friedrich Schlegels (durch Rousseau beeinflussten?) Überzeugungen – offenbar z.T. autobiographischen Entwurf ihres eigenen romantischen Romans produziert hat (ebd., 662–664). Es ist dezidiert ein *historisch* orientierter Entwurf weiblicher „Lehrjahre“. Der autobiographische Inhalt steht durchaus erkennbar im Vordergrund: „Hauptgegenstand des Romans“ ist „ein Weib“ (ebd., 662), Gabriele, diese ist „ein selbstständiges und zugleich ein liebenswürdiges Wesen“ (ebd., 662). Der Leser kann, so die Erzählerin, annehmen, „daß ihr Vater ein Gelehrter war, und sie ihre Mutter früh verlor“, außerdem, daß „ein Mann, an den sie verheirathet wurde, früh verstarb“ (ebd., 663), so daß sie „nach dem Tod des Vaters keine nahen Verwandte [*sic*]“ mehr hatte. Nur die philologischen „Kenntniße“ (Homer, Sappho), die sie bei ihrem ansonsten als trockenen Akademiker kritisierten Vater erwarb, helfen ihr weiter durch das Leben (ebd., 664). Das Fragment bricht dort ab, wo sie in der Heimatstadt einen neuen jungen Mann, Waller, kennenlernt.

II. Hardenberg und Caroline Schlegel: Autorschaft anders

Soweit die Brüder Schlegel. Tatsächlich hat aber Hardenberg, ganz abgesehen von seiner eigenen Faszination für Caroline Schlegel, mindestens so lange und ernsthaft wie die Brüder über das Wesen der Frau nachgedacht und spekuliert.⁷ Schon in den *Fichte-Studien* findet man dialektische Spekulationen über die gegensätzlich-komplementären Verwirklichungen des männlichen und weiblichen Ich in der empirischen Welt.⁸ Solche Spekulationen sollten zeit seines Lebens nicht aufhören. Im Juli 1798 schreibt er Friedrich Schlegel, die Frauen gehörten (zusammen mit der christlichen Religion und dem gewöhnlichen Leben) zu den drei „Centralmonaden“ (HKA IV, 255) seiner Philosophie. In diesen Jahren reicht freilich die Spannbreite seiner Ausführungen von dem Klischeehaft-Konventionellen (bei Rousseau gefundenen?) zum Originellen. So heißt es in den *Fichte-Studien* einmal konventionell genug: „/Der Mann darf das *Sinnliche* in *vernünftiger* Form, die Frau das *Vernünftige* in *sinnlicher* Form begehren./“ (HKA II, 275: 577). Oder: „Die Moralität des Weibes ist im Gefühl – wie die des Mannes, in der Vernunft gegründet“ (HKA 275: 576). Doch in seinen Ergänzungen zu den *Teplitzer Fragmenten* ist weniger konventionell etwa von der „Superiorität der Frau“ (HKA II, 616: 428) in ihrer Bildung die Rede. Hardenbergs Verhältnis zu Caroline Schlegel war komplex, widersprüchlich, wechselhaft. Im Prinzip hat er sich um die Kommunikation mit ihr wiederholt und intensiv bemüht, bis er schließlich (April 1800; HKA IV, 330) die neue, und plötzlich abschätzige Meinung Friedrich Schlegels über ihre intellektuellen Fähigkeiten übernahm, Caroline Schlegel im Zusammenhang mit dem Tod ihrer Tochter

7 Vgl. Alice Kuzniar: Hearing Woman's Voices in Heinrich von Ofterdingen. In: *PMLA*. 107/1992, S. 1196–1207; Martha B. Helfer: The Male Muses of Romanticism: The Poetics of Gender in Novalis, E.T.A. Hoffmann, and Eichendorff. In: *GQ*. 78/2005, S. 299–319; Silke Horstkotte: Die Poetik der Androgynie in Novalis' *Heinrich von Ofterdingen*. In: *Novalis. Poesie und Poetik*. Hrsg. von Herbert Uerlings. Tübingen 2004, S. 221–240.

8 Vgl. *Novalis. Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Historisch-kritische Ausgabe*. Bd. 2. Stuttgart. Hrsg. von Paul Kluckhohn/Richard Samuel/Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz. Stuttgart 1981, S. 275. Zitate aus der von Kluckhohn et al. besorgten siebenbändigen Ausgabe (1960–2006) werden im Folgenden mit der Sigle HKA, der jeweiligen Bandzahl (römisch) und Seitenzahl (arabisch) im Fließtext referenziert.

Auguste und der Affäre mit Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (Juli 1800; HKA IV, 333) moralisch verurteilte und (wie auch Friedrich Schlegel) das Verhältnis unvermittelt abbrach. Doch vorher hat er sich im Zeichen seiner von Johann Friedrich Blumenbach, Erasmus Darwin, Carl Friedrich Kielmeyer und Wilhelm von Humboldt beeinflussten organizistisch-evolutionistischen Auffassung der ersten romantischen Schule – als großer, sich gegenseitig durch den sprachlichen Austausch im mündlichen und schriftlichen Dialog geistig befruchtender Familie (*Blüthenstaub*)⁹ – intensiv um gegenseitiges Verständnis mit Caroline Schlegel bemüht. Hauptzeugnis sind die sechs Briefe, welche die beiden im Zeitraum zwischen September 1798 und Februar 1799 ausgetauscht haben.¹⁰

In den sechs Briefen, die hier im Mittelpunkt stehen, handelt es sich nun im Wesentlichen um die Epoche zwischen den beiden Haupttreffen der Frühromantiker: in Dresden um den Besuch der Antiken und der Kunstgalerie 25.-26. August 1798, aus dem u.a. das von Caroline Schlegel mitverfasste „Die Gemähde. Ein Gespräch von W.“ hervorging; und in Jena um das Gipfeltreffen der Gruppe 11.-15. November 1799, bei dem u.a. Hardenberg seine *Europa*-Rede und Schelling seine Widerrede *Heinz Widerporst* deklamierten. Schon im ersten Brief kann man die Spuren der Dresdner Begegnung lesen: „Die Madonna erhalte Sie gesund und beschütze unsre Freundschaft“ (HKA IV, 261; 9. September 1798) – so schließt Hardenberg quasi-katholisch seinen ersten Brief an Caroline Schlegel. Man ist sogar geneigt, das Gespräch zwischen Louise und Waller über Raphaels verschleierte Madonna und das Verhältnis zwischen bildender Kunst und Poesie¹¹ für die Nachgestaltung eines Austausches zwischen Hardenberg und Caroline Schlegel zu halten, wiewohl freilich die Wahl des Namens „Waller“ für den neuen Geliebten der Gabriele in Caroline Schlegels Romanentwurf (C/Briefe, 664) kaum auf eine intensive Zuneigung der Verfasserin zu Hardenberg deuten sollte.

In dieser für die Entwicklung der frühromantischen Schule entscheidenden Epoche, beherrschen also zwei Hauptthemen, welche Caroline Schlegel und Hardenberg persönlich besonders beschäftigten, Inhalt und Ton der Briefe: 1. Hardenbergs Verlobung mit Julie von Charpentier, damit einhergehend Caroline Schlegels Unterstützung, auch ihre vorgeschlagene Therapie für Julies leidvolle Nervenkrankheit. Die bevorstehende Heirat veranlasste Hardenberg, im Austausch mit Caroline Schlegel zum ersten Mal seine Utopie einer neuen romantischen Gesellschaft über Individuum und Staat hinaus zu zeichnen. 2. Auch damit zusammenhängend, sind es die ersten fünf Kapitel (oder doch mehr, wie wir sehen werden) der *Lucinde*, welche Caroline Schlegel Hardenberg

9 Vgl. Nicholas Saul: *Blüthenstaub*: Leben und Mitteilen. Zum Kommunikationsbegriff der Romantik. In: „*Construction der transscendentalen Gesundheit*“: Novalis und die Medizin im Kontext von Naturwissenschaften und Philosophie um 1800. *Blüthenstaub. Jahrbuch der Internationalen Novalis-Gesellschaft*. Bd. 5. Hrsg. von Nicholas Saul. Würzburg 2020, S. 153–169.

10 Es sollte natürlich auch festgehalten werden, dass sich die Briefe Hardenbergs zwar streckenweise ausschließlich an Caroline Schlegel richten, aber in der Regel auch – familienmäßig – an August Wilhelm und Friedrich Schlegel. Vgl. 9. September 1798; HKA IV, S. 260–262; 20. Februar 1799; HKA IV, S. 275.

11 Vgl. Die Gemähde. Ein Gespräch von W. In: *Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel*. Berlin 1798–1800. Reprographischer Nachdruck. Bd. 2. Darmstadt 1992, S. 39–151, bes. Louise-Caroline Schlegels Beobachtungen, S. 124–134 und Waller-Friedrich von Hardenbergs Kommentare zum sonst bei Hardenberg vielfach belegten (HKA II, S. 573–575: 226; HKA III, S. 639: 507, passim) Verhältnis Malerei-Dichtung/Poesie, S. 134 ff.

am 20. Februar 1799 zukommen ließ¹² und die Hardenberg wohl provoziert haben, die Sprache der Frau gegenüber Caroline Schlegel eingehend zu analysieren.

Zunächst also zum Thema der Verlobung mit Julie von Charpentier, welches die Synthese aus Freundschaft und poetischer Kollegialität zwischen Hardenberg und Caroline Schlegel in ihren Briefen vertieft und intensiviert. Schon im Schreiben vom 20. Januar 1799 hatte Hardenberg nicht nur, wie auch am 9. September 1798, von seinen schriftstellerischen Fortschritten und seinen neuen Erkenntnissen berichtet. Januar 1799 hatte er Caroline Schlegel erstmals auch von der plötzlichen, unerklärten Heilung jener mysteriösen, unerträglichen Gesichtsschmerzen Julie von Charpentiers erzählt (HKA IV, 274). Ausgelöst wurde diese Eröffnung seiner persönlichen und noch streng vertraulichen Umstände durch Caroline Schlegels liebenswürdige Teilnahme an Julies Gesundheit. Wie jene in ihrem Schreiben an Hardenberg vom 15. November 1798 berichtet, hatte sie angeboten, ein Mittel dagegen zu besorgen, welches ihr verstorbener erster Gatte Böhmer mal im Harz gegen solche Symptome angewendet hatte (ebd., 502). In Wahrheit hatte sich Hardenberg aber schon entschlossen, Julie von Charpentier selbst zu behandeln, und zwar nicht mit Böhmers Medikament, sondern vielmehr mit dem damals aktuellen Mittel des sogenannten animalischen Magnetismus, außerdem auch mit der ätherischen Musik des Euphons, der Glasharmonika, welche Julie von Charpentier selbst spielte.¹³ Scherzhaft-intertextuell nennt Caroline Schlegel in ihrer Antwort Julie dessen „Harmonika“, schließlich sogar auch Hardenbergs Schreiben selbst „eine rechte Harmonika“ (ebd., 502). Dieser Austausch hatte aber zur Konsequenz, dass sich Hardenberg dank Caroline Schlegels Liebenswürdigkeit und Solidarität ermutigt fühlte, genau an dieser Stelle einen ersten, kurzen Einblick in seine aus der Liebe zur neuen Verlobten hervorgehende Vision der frühromantischen gesellschaftlichen Utopie zu gewähren. Er habe nämlich ein neues Zukunftsprojekt, wolle nicht mehr nur romantische Poesie *schreiben*, sondern vielmehr die Poesie *verwirklichen*, konkret die „Poésie mit lebendigen Kräften, mit Menschen“ gestalten, „eine poetische Welt um sich her bilden und in der *Poésie* leben“ (ebd., 275). So schließt dieser Brief mit einer Schilderung von Carolines und August Wilhelms Familie als Insel poetischer Seligkeit mitten in der Philisterwelt: „Aber genug – behalten Sie mich nur ein bischen lieb, und bleiben Sie in der magischen Atmosphäre, die Sie umgiebt, und mitten in einer stürmischen Witterung, mitten unter kümmerlichen Moosmenschen, wie eine Geisterfamilie isolirt, so daß keine niedern Bedürfnisse und Sorgen Sie anzieh und zu Boden drücken können“ (ebd., 276).

Das ist aber nur Hardenbergs erster Ansatzpunkt, seiner Briefpartnerin gegenüber dieses Thema auseinanderzusetzen. In ihrer Antwort vom 20. Februar 1799 begrüßt sie ihrerseits herzlich das neue, vielversprechende Verhältnis Hardenbergs – Julie von Charpentier hatte sie noch nicht einmal gesehen – und schöpft daraus die Möglichkeit, diese kleine Gesellschaft unter den Jenenser „Moosmenschen“ zu vergrößern

12 Vgl. den Herausgeber-Kommentar HKA IV, S. 851. In diesem Brief, vom 27. Februar 1799, scheint er sich wohlgerne doch auf spätere Kapitel der *Lucinde* zu beziehen, namentlich auf den ersten der „Zwei Briefe“, in dem sich Julius auf die „nur zwei Stände unter den Menschen“, den bildenden und den gebildeten, den männlichen und den weiblichen, bezieht, und „statt aller künstlichen Gesellschaft eine große Ehe dieser beiden Stände und allgemeine Brüderschaft aller einzelnen“ (KFSA V, S. 63) postuliert.

13 Dazu: Jürgen Barkhoff: Novalis und der tierische Magnetismus. In: *Blütenstaub. Jahrbuch für Frühromantik*. 5/2019, S. 207–226.

und zu verstärken: „Sehn Sie, liebster Hardenberg, das könnte mich doch traurig machen, wenn Sie nicht unser blieben, wenn Ihre Frau nicht unsre Freundin durch sich selber würde, aus eigener Neigung. Kommen Sie nur, wir schwatzen mehr darüber“ (HKA IV, 522). Denn: Friedrich und Dorothea Schlegel wollten nämlich nach dem Sommer in Berlin auch nach Jena kommen. So ergibt sich für Caroline Schlegel nun tatsächlich die Erweiterung echter romantischen Geselligkeit. „Sehr möglich“, fährt Caroline Schlegel fort, „daß *ein* Dach uns alle noch in diesem Jahr versammelt [...]. Sie leben in Weißenfels. Sie könnten wohl auch einmal eine Zeitlang hier leben“ (ebd., 522). Damit wird Hardenberg in seiner nächsten Antwort veranlasst, als Fortsetzung von seinem utopischen Projekt einer „Poësie mit lebendigen Kräften“ (ebd., 275), Caroline Schlegel gegenüber seine romantische Sozialutopie ausführlicher zu zeichnen. Die Kommentare zu *Lucinde* aufschiebend hält er zunächst fest: „das *Eine Dach* war allein einen ganzen Roman werth“ (ebd., 278). Dann:

Jetzt kann erst rechte Freundschaft unter uns werden, wie denn jede Gesellschaft nicht aus einzelnen Personen, sondern aus *Familien* besteht – nur Familien können Gesellschaften bilden – der Einzelne Mensch interessiert die Gesellschaft nur, als Fragment und in Beziehung auf seine *Anlage* zum Familienmitgliede. Gewiß wird meine Julie ganz für Sie und alle passen (ebd., 278).

Dieses Bekenntnis zur Familie als Grundbaustein einer utopischen Gesellschaft, in die auch Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, auch er selbst und seine neue Braut passten, führt unmittelbar zu Hardenbergs eigentlicher Auseinandersetzung mit Caroline über ‚Natur‘ und Funktion der Frau in der neuen Utopie. Im Gegensatz etwa zu Friedrich Schlegels Selbstverständnis als Mann, der somit konstitutiv unfähig ist, die weibliche Ansicht der Welt wahrzunehmen und darzustellen (C/Briefe, 513),¹⁴ wird von Rousseau ausgehend der Mann Rousseau selbst paradoxerweise zur „weiblichen Seele“ erklärt. Dieser Schritt macht Rousseau für Hardenberg – wohlgermerkt einer Frau gegenüber – in der Tat zur männlichen Autorität in Sachen Weiblichkeit. Das führt unmittelbar zur kritischen Entwicklung eines gedanklichen Inzitants aus der ihm kurz vorher fragmentarisch bekanntgewordenen *Lucinde* selbst:

alle seine [d.i. Rousseaus; N.S.] Philosophémen sind aus einer nachdenkenden weiblichen Seele entstanden. – Seine Apologie des Naturzustandes gehört in die Frauenphilosophie – die Frau ist der eigentliche Naturmensch – die wahre Frau das Ideal des Naturmenschen – sowie der wahre Mann das Ideal des Kunstmenschen – Naturmensch und Kunstmensch sind die eigentlichen *ursprünglichen Stände*. Stände sind die Bestandtheile der *Gesellschaft* – wie der Hebel die einfache Maschiene. In der Ehe trifft man die beyden Stände. Das Kind ist in der Ehe, was der Künstler in der Gesellschaft ist – ein Nichtstand – der die innige Vereinigung – den wahren Genuß beyder Stände befördert.

Die große Ehe, der Staat, besteht aus einem weiblichen und einem männlichen Stand – die man halb richtig, halb unrichtig – den ungebildeten und gebildeten Stand nennt. Die Frau des gebildeten Standes, ist der Ungebildete.

Leider ist eben bey uns der Ungebildete weit hinter den *Gebildeten* zurückgeblieben – Er ist zur *Sklavin* geworden – O! daß er wieder Frau würde! (HKA IV, 278–279).¹⁵

Zum Kontext dieses schwärmerischen Aufrufs zur Bildung vermeintlich echter Weiblichkeit: Im ersten der „Zwei Briefe“ (dem *neunten.*, also nicht in den ersten fünf

¹⁴ Vgl. dazu die Ausführungen am Ende von Teil I dieses Aufsatzes.

¹⁵ Vgl. ferner die leicht umformulierte Aufnahme dieser Gedanken im *Allgemeinen Brouillon* (HKA III, S. 470: 1106f.), dazu auch den Kommentar der Herausgeber über die Bezugnahme auf den ersten der „Zwei Briefe“ in der *Lucinde* (HKA III, S. 999–1000). Zum Thema ‚Hebel‘ siehe Jocelyn Holland: Schlegel, Hardenberg, and the Point of Romanticism. In: *Athenäum. Jahrbuch der Friedrich-Schlegel-Gesellschaft*. 19/2009, S. 87–108.

Kapiteln der *Lucinde*) hatte nun seinerseits Julius gegenüber Lucinde „nur zwei Stände unter den Menschen“ erkannt, „den bildenden und den gebildeten, den männlichen und den weiblichen“, und postuliert,

statt aller künstlichen Gesellschaft eine große Ehe dieser beiden Stände und allgemeine Brüderschaft aller einzelnen. Statt dessen sehen wir nur eine Unzahl von Rohheit, und als unbedeutende Ausnahme einige die durch Mißbildung verkehrt sind! (KFSA V, 63).

Hardenberg nimmt hier deutlich darauf Bezug, schon bevor er seine weiteren Bemerkungen zur *Lucinde* macht.

Auffällig hier ist nun zum einen, wie Hardenberg nicht nur über Schlegels Ausführungen hinausgeht, sondern auch, ohne herablassend-dozierend zu wirken, sein rhetorisch-diskursives Niveau an das der Briefpartnerin akkommodiert. Caroline Schlegel hatte ihm schon offenherzig gestanden:

Ihre übrige innerliche Geschäftigkeit aber macht mir den Kopf über alle Maßen warm. Sie glauben nicht, wie wenig ich von eurem Wesen begreife, wie wenig ich eigentlich verstehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von nichts etwas als von der sittlichen Menschheit und der poetischen Kunst. Lesen thu ich alles gern, was Sie von Zeit zu Zeit melden, und ich verzweifle nicht daran, daß der Augenblick kommt, wo sich das Einzelne auch für mich wird zusammen reihen, und mich Ihre Aeüßerungen nicht blos darum, weil es die Ihrigen sind, erfreuen. Was ihr alle zusammen da schafft, ist mir auch ein rechter Zauberkessel (HKA IV, 518; 4. Februar 1799).

Im letzten Brief hatte Hardenberg wohl gemerkt, vertieft in seine Freiburger Studien, nicht nur von der „Poësie mit lebendigen Kräften“, sondern z.B. auch, gänzlich ungehemmt, von seiner neuen, von Platon, Spinoza und Plotin inspirierten Physik doziert, von der kein Geringerer als Goethe „der *Liturg*“ im Tempel sein sollte (HKA IV, 278, 20. Januar 1799). Diesem Wink folgend thematisiert Hardenberg im nächsten Schreiben streng lauter bekannte Themen aus einem beiden Korrespondent:innen vorliegenden Text und spielt ansonsten nur auf den Beiden ebenso bekannten Rousseau an.

Gerade an dieser Stelle ist bemerkenswert, wie kunstvoll und strategisch überlegt Hardenberg formuliert, indem er Friedrich Schlegels unkritisch Rousseau verpflichtete Gedanken und Formulierungen weiter in eine unerwartete Richtung entwickelt, welche ausgerechnet die tradierte Rousseauistische (Fremd-)Bestimmung der Frau als ‚Naturmensch‘ in Frage stellt. So versucht er, quasi-sokratisch vom Bekannten zum Unbekannten führend, innerdiskursiv Caroline Schlegels Denken zu verändern. Ist in Schlegels Formulierung aus der *Lucinde* nämlich allein die Frau eindeutig der ‚Naturmensch‘, der vom Mann, dem Kunstmenschen, gebildet werden soll, sodass dies zu einer großen Ehe führt, welche den polaren Gegensatz additiv aufhebt und eine Alternative zur realexistierenden rohen oder bestenfalls missgebildeten Welt darstellt, werden bei Hardenberg diese Kategorien subtil modifiziert. Es handelt sich bei ihm nicht nur um die natürliche Ehe der so verstandenen Stände im Gegensatz zur fehlerhaften Konstruktion einer künstlichen Einheit. Wie bei Schlegel gibt es zwar „Naturmensch und Kunstmensch“, Frau und Mann, also „die eigentlich *ursprünglichen Stände*“ (HKA IV, 279). Doch die additiv-komplementäre Verehelichung dieser Stände ist im Endergebnis nichts mehr als „die einfache Gesellschaft“, welche Hardenberg *per analogiam* mit dem Hebel als einfacher Maschine vergleicht. So ist die Ehe auf diesem Niveau zwar wichtig, aber nur in einem ersten Schritt. Beide Stände treffen sich zwar dort, aber mehr nicht. Was zählt, ist vielmehr ein bei Friedrich Schlegel nicht vorgesehener

zweiter Schritt, und hier spielt Hardenbergs Gleichsetzung der poetischen und natürlichen *Kreativität* die entscheidende Rolle. Aus der Ehe entsteht bei ihm nämlich etwas vollkommen Neues, ein *Drittes* – das Kind. Dieses Kind ist es, welches „die innige Vereinigung – den wahren Genuß beyder Stände befördert“ (HKA IV, 279). Insofern ist das Kind selbst ein „Nichtstand“ (HKA IV, 279), das Produkt der kreativen Interaktion beider Stände, aber selbst kein Stand, auch nicht geschlechtsmäßig identifiziert, es transzendiert eher die überkommenen Kategorien. Was das Kind in der Ehe darstellt, ist – und wieder *per analogiam* – in der Gesellschaft ein anderer, nunmehr kreativer Nichtstand, „der Künstler“ (ebd., 279). Dieser, der, wie Hardenberg, auf Julie anspielend, kurz vorher behauptet hatte, „zur glücklichen Ehe unentbehrlich“ (ebd., 278) ist, postfiguriert hier Hardenbergs „Poësie mit lebendigen Kräften“ (ebd., 275) und fördert so die Interaktion der Stände auf gesellschaftlich-geistigem Niveau.

Wenn die Ehe aber in diesem Sinne die Erfüllung der „einfache[n] Gesellschaft“ darstellt, dann ist aber der Staat die „große Ehe“ (ebd., 279). Auch hier geht Hardenberg über Schlegel hinaus. Wie bei Schlegel, so heißt es, besteht der Staat „aus einem weiblichen und männlichen Stand“ (ebd., 279). Aber diese beiden Stände kann man, so Hardenberg im Gegensatz zu Schlegel, nur „halb richtig, halb unrichtig“ als „den ungebildeten und gebildeten Stand“ (ebd., 279) kennzeichnen. „Die Frau des gebildeten Standes, ist der Ungebildete“ (ebd., 279), fährt er fort. Doch wenn die Bezeichnungen „gebildet“ – „ungebildet“ nur „halb richtig, halb unrichtig“ hier auf Frauen und Männer angewendet werden können, folgt daraus, dass *einige* Frauen eben in diesem Sinne *gebildet* sind, *mutatis mutandis* ferner, dass *einige Männer ungebildet* sind. Die Konsequenz: Sowohl Frauen als auch Männer sollen die Ungebildeten – Männer wie Frauen – bilden. Zwar ist der Ungebildete „*Sklavin*“ und soll „wieder Frau“ werden. Dies kann aber nur in einem übertragenen Sinne verstanden werden. So geht Hardenberg sokratisch-performativ über die tradierten semantischen Grenzen der Geschlechtersprache hinaus.

Insofern kann man Hardenbergs rhetorische Strategie im dialogischen Austausch mit einer der führenden weiblichen Intellektuellen seiner Zeit mit Judith Butler verstehen. In ihrer Monographie *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of "Sex"* (1993) geht Butler von der grundsätzlichen Performativität dialogischer Sprechakte aus, welche den Ort des *gender* semantisch bestimmen. Die Autorität solcher *gender*-Zuordnungen entsteht aber nicht einfach assertorisch durch die Macht einer einmaligen Aussage, sondern vielmehr durch prozessuales Zitieren und Wiederholungen („reiterative and citational practice“¹⁶). So werden semantische Grenzen, die in Wahrheit fließend sind, scheinbar fest. Auf diese Weise entsteht sprachlich das exklusionistische Schema, wodurch überhaupt ein bestimmtes Subjekt diesseits der Abjektion à la Derrida gebildet („exclusionary matrix by which subjects are formed“¹⁷) wird, und diese so gebildete Identität wird stabilisiert. Daraus folgt aber auch, dass eben durch die Performanz im Dialog die dieserart gebildete Identität *destabilisiert* werden kann.¹⁸ Hardenberg scheint in der Tat genau so die Grenzen, welche die Fähigkeiten und Rollen der Frau in der Gesellschaft um 1800 festlegen, auf seine

16 Butler: *Bodies that Matter*, S. 2.

17 Ebd., S. 3.

18 Ebd., S. 8–14.

eigene Weise wieder destabilisieren – flüssig machen – zu wollen, sodass Frauen zum gebildeten und bildenden Stand gehören können, von dem sie im Paradigma Rousseau ausgeschlossen worden sind.

Dass Hardenberg entschieden differenzierter über die bisher gültigen Bestimmungen von Männlichkeit und Weiblichkeit dachte als viele seiner Zeitgenossen, ist belegt.¹⁹ Im *Allgemeinen Brouillon* schreibt er: „Der Mann ist gewissermaßen auch Weib, so wie das Weib Mann – entsteht etwa hieraus die verschiedene Schamhaftigkeit?“ (HKA III, 262: 117). In den poetologischen Fragmenten *per analogiam* „<Dichten ist zeugen. Alles Gedichtete muß ein lebendiges Individuum seyn>“ (HKA II, 534: 36). Im *Heinrich von Ofterdingen* begegnet dementsprechend der verzweifelte Heinrich Mathilde nach ihrem Wassertod im Traum wieder. Dort aber übernimmt *sie* die produktive Rolle: *Sie* spricht das Wort der Poesie in *seinen* Mund (vgl. HKA I, 279). Ebenso übernimmt Heinrich, indem er das produktive Gespräch der Kaufleute mithört, die rezeptive Rolle: „Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchstaub, in seinen Schooß“ (ebd., 263). Insofern also vertritt auch Friedrich von Hardenberg die allgemeine Tendenz romantischer Dichter, die Produktivität kreativer Frauen im romantischen Kreis zu unterstützen, und zwar besonders durch den romantisch-kreativ-performativen brieflichen Austausch.

Doch auch Hardenberg und diese Argumentation haben ihre instabilen Grenzen. Im von uns intensiv untersuchten Brief vom 27. Februar 1799 schließt er, nach langen kritischen Ausführungen zur *Lucinde*, zum *Heinrich von Ofterdingen* und der Mitteilung seiner spekulativen Reisepläne mit einer typisch frühromantischen Ermunterung an Caroline Schlegel, ihren romantischen Roman zu schreiben. Doch diese Animierung kulminiert in einer dezidiert ambivalenten Wertung ihrer poetischen Kraft: „Möchten doch auch Sie die Hände ausstrecken nach einem Roman? Wilhelm müßte die Poësie dazu besorgen. Es könnte ein schönes Doppelwerk werden“ (HKA IV, 281). Hardenbergs Schlussverdict über Caroline fällt im Kontext des Bruches noch negativer aus. Zunächst an Friedrich Schlegel in Bezug auf Wilhelms, Friedrichs und schließlich Caroline Schlegels Urteilsvermögen heißt es im Mai 1800: „Die Schwägerin hat sich gewiß mit müßigem Anschauen begnügt. Außer einer gemüthlichen Kritik darf man nichts von ihr erwarten“ (HKA IV, 330). Im Juli nach dem endgültigen Bruch heißt es: „Für die Mutter ist es [Augustes Tod] eine ernste Warnung. Ein solches Kind läßt sich nicht so leicht, wie ein Liebhaber erhalten. Sie ist nun ganz frei, ganz isolirt. Ich zweifle, daß sie es so nimmt, wie es zu nehmen wäre. Die Eitelkeit ist ein unsterbliches Kind“ (ebd., 334; 28. Juli 1800).

Fazit: Der spezifisch frühromantische Briefwechsel erscheint hier also durchaus als eine diskursive Utopie, eine besondere Sprachwelt, in der – auch zwischen den Geschlechtern oder *gendern* – unter anderen, tendenziell optimalen Bedingungen der Sagbarkeit miteinander jenseits der gegebenen performativen Regeln kommuniziert werden kann. Das Ich sowie die Adressatin, werden anders als bisher konstruiert und inszeniert. Die neue Form des romantischen Briefwechsels – ästhetisch-experimentell-intime

¹⁹ Vgl. Nicholas Saul: „unsere [...] innere [...] Symorganisation und Symevolution“: Der frühromantische Briefwechsel zwischen Friedrich von Hardenberg und Friedrich Schlegel. In: Roland Borgards/Konrad Heumann (Hg.): „*Sich kreuzende Stimmen*“. *Novalis, Friedrich Schlegel und die Romantik*. Berlin (erscheint voraussichtlich 2024).

neue Darstellung des Ich und des Anderen, welche doch in schriftlicher Form im erweiterten Kreis weiter mitgeteilt werden darf – macht dies möglich. Aber im Falle Hardenberg – Caroline Schlegel ist freilich auch erkennbar, wie instabil die angestrebten neuen Kommunikationsbedingungen noch sind. Nach einer kurzen Zeitspanne – vermutlich aufgrund der Schelling-Affäre – wird anscheinend Caroline Schlegel disqualifiziert und vom utopischen Kollektiv ausgeschlossen, und Hardenbergs früherer Tod schließt bedauerlicherweise weitere Entwicklungen – etwa in der Benutzung jener überkommenen dualistischen Terminologie ‚Natur‘ und ‚Kunst‘ – *a priori* aus.

Am Rande des Gesprächs. Untersuchungen zur epistolaren Kommunikation im Schlegel-Kreis (Friedrich Schlegel, Caroline Schlegel, Friedrich von Hardenberg/Novalis, Dorothea Veit)

Abstract

Der Beitrag untersucht an einer Auswahl von Briefen aus dem Schlegel-Kreis, inwiefern die von Luhmann untersuchte Codierung von Intimität (Liebe) sich auf andere soziale Beziehungen übertragen lässt. Unterstellt wird dabei, dass die unwahrscheinliche Kommunikation, der laut Luhmann im Fall der Liebe ein symbolisch generiertes Kommunikationsmedium zum Erfolg verhelfen soll, gerade für die Frühromantiker:innen ein allgemeines Problem darstellte. Auf dieses Problem wurde mit der Entwicklung komplexer kommunikativer Strategien reagiert. Das zeigt sich an Briefen – als Zeugnissen höchstpersönlicher, aber nicht zwangsläufig intimer Kommunikation – besonders deutlich. Die rhetorischen, stilistischen, theoretischen und metasprachlichen Merkmale, die in diesem Aufsatz zusammengetragen und systematisch differenziert werden, geben zu erkennen, dass sich in diesen Briefen ein Metadiskurs herausbildet, der die Funktion hat, Kommunikationsschwellen sichtbar zu machen. Insofern liefert der Beitrag Anhaltspunkte für die Existenz eines Codes, der – diesseits des Sonderfalls Liebe – auch andere höchstpersönliche Beziehungen (freundschaftlich, verwandtschaftlich etc.) determiniert und reguliert.¹

Die Autoren und Autorinnen der Frühromantik haben das Problem der „Inkommunikabilität“ nicht entdeckt;² sie haben es aber auf eine Weise zugespitzt, dass es ins Zentrum der frühromantischen Sprachproduktion rückte. Dass Missverstehen der Regelfall sei, das Verstehen dagegen „auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden“, ist für sie Selbstverständlichkeit, lange bevor Schleiermacher es zum Grundsatz der Hermeneutik erhob.³ Mit Luhmann lässt sich diese Fixierung auf die Mitteilbarkeit der eigenen Rede als das Resultat eines Individualisierungsprozesses begreifen, der um 1800 seinen Höhepunkt erreichte. Nach Luhmann zeichnet sich dieser Vorgang dadurch aus, dass der „Weltbezug des personalen Individuums“ mitindividualisiert wird.⁴ Persönliche und allgemeine, anonym konstituierte Weltsicht treten auseinander, womit sich zugleich alle Informationen im Hinblick auf ihren jeweiligen Geltungsbereich verdoppeln. Soziale Beziehungen sind fortan vor das Problem gestellt, dass ein Individuum von dem anderen eine Entscheidung darüber verlangt, ob es seine idiosynkratische Weltsicht anerkennt oder ablehnt. Diese Zumutung wird umso größer sein, je intimer die Beziehung ist.

Luhmanns Überlegungen sind auf den Sonderfall des symbolisch generierten Kommunikationsmediums ‚Liebe‘ zugeschnitten. In der Liebesbeziehung wird nicht weniger als die Anerkennung der individualisierten Weltsicht in ihrer Gesamtheit verlangt, denn nur auf diese Weise ist zu gewährleisten, dass die Person, die für diese Weltsicht einsteht, von der Liebe des oder der andern ganz erfasst wird. Das Medium Liebe

1 Dieser Beitrag wurde mit einem Stipendium (Nr. 34943) der Velux Stiftung (VELUX FONDEN), Dänemark, gefördert.

2 Vgl. Niklas Luhmann: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/M. 1998, S. 153–161.

3 Friedrich D. E. Schleiermacher: *Hermeneutik und Kritik*. Hrsg. von Manfred Frank. Frankfurt/M., S. 92.

4 Luhmann: *Liebe als Passion*, S. 24 (Herv. im Original).

dient dazu, „unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen“.⁵ Allerdings bedroht die Tatsache, dass die sozialen Subjekte sich nicht nur als Individuum erfahren, sondern auf der Anerkennung ihrer Individualität beharren, prinzipiell den Erfolg jeder Kommunikation. Der oder die andere wird zunächst in seiner bzw. ihrer Verschiedenheit zum Selbst wahrgenommen. Je größer die Übereinstimmung in der Ausbildung individueller Weltansichten, umso wahrscheinlicher kommt es zu einer Verständigung. Das ist die Voraussetzung, unter der Kommunikation in der Frühromantik stattfindet. Differenzen dagegen lassen sich auch kommunikativ nicht überbrücken. Missverständnisse werden in der Regel sofort auf die Inkompatibilität der Charaktere zurückgeführt, so wie umgekehrt der Fall geglückten Verstehens als ‚Seelenverwandtschaft‘ gedeutet wird.⁶ Diese Grundüberzeugung geht bis zur Kommunikationsverweigerung. Wer, wie die Vertreter:innen der Berliner Aufklärung, einer anderen Ordnung des Denkens verhaftet ist, fällt als Adressat:in der Rede aus. Leuten, „denen die einfachsten und natürlichsten Begriffe nicht beizubringen sind“,⁷ geben die Frühromantiker:innen allenfalls zu verstehen, dass es für sie nichts zu verstehen gibt.⁸

Aber auch in der Kommunikation mit- und untereinander erweisen sich die eingegangenen Verhältnisse und erzielten Einverständnisse als überaus brüchig. Vertrauliche Nähe ist immer mit besonderen Anforderungen, Zumutungen und Empfindlichkeiten verbunden. Daher geben vor allem die Briefe als Zeugnisse höchstpersönlicher Kommunikation Auskunft darüber, mit welcher Aufmerksamkeit jeder Missston, jede Verstimmung, jedes Anzeichen eines Missverstehens registriert und thematisiert wird.⁹ Charakteristisch für den frühromantischen Briefverkehr ist die Ausbildung eines Metadiskurses, der den eigentlichen Diskurs, das Briefgespräch, begleitet und die Sprache bzw. das Verstehen fortlaufend kommentiert. Die Selbstreflexion stellt jede Äußerung sofort auf den Prüfstand, indem sie die Reaktion des oder der andern antizipiert. Es scheint, mit anderen Worten, ein Code zu existieren, der diesseits des Sonderfalls ‚Liebe‘ die Funktion hat, Kommunikationsschwellen wenn nicht abzubauen, so doch zumindest sichtbar zu machen.

Im Zentrum der Konstellation, der die hier behandelten Briefe entstammen, steht Caroline Schlegel. Selbst begabte Autorin, arbeitet sie an den Werken ihres Mannes

5 Ebd., S. 21.

6 Vgl. z. B. Novalis: *Logologische Fragmente*. In: Ders.: *Schriften*. Bd. 2. Hrsg. von Paul Kluckhohn/Richard Samuel. Stuttgart 1965, S. 531–595, hier S. 559: „Wahre Mittheilung findet nur unter Gleichgesinnten, Gleichdenkenden statt“. Im Folgenden wird dieser Band mit der Sigle ‚HKA II‘ und entsprechender Seitenzahl im Fließtext referenziert.

7 Friedrich D. E. Schlegelmacher: *Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde*. In: Ders.: *Kritische Gesamtausgabe*. Bd. 1.3. Hrsg. von Günther Meckenstock [u.a.]. Berlin [u.a.] 1988, S. 139–216, hier S. 145 f. Vgl. Johann Gottlieb Fichte: *Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen*. In: Ders.: *Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*. Bd. 1.7. Hrsg. von Reinhard Lauth [u. a.]. Paderborn [u.a.] 1988, S. 165–274, hier S. 259 f.

8 Vgl. dazu Alexander Knopf: ‚Anfang aller Erkenntnis‘. Theorie und Praxis der Polemik im Kreis der Frühromantiker. In: *Athenäum. Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft*. 29/2019, S. 111–157, hier S. 153 f.

9 Vgl. etwa die Briefe Friedrich Schlegels an Schlegelmacher von Ende Juni/Anfang Juli 1799 (Nr. 184) und Anfang Juli 1799 (Nr. 185) in *Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Die Periode des Athenäums. 25. Juli 1797 – Ende August 1799*. In: Friedrich Schlegel: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. XXIV. Hrsg. von Ernst Behler. Paderborn [u.a.], S. 295 f. Im Folgenden mit der Sigle ‚KFSA‘ und den entsprechenden Band- und Seitenzahlangaben im Text referenziert.

August Wilhelm Schlegel mit. Dessen Bruder Friedrich schickt ihr nicht nur seine philologischen und ästhetischen Arbeiten zur Begutachtung, sondern setzt ihr in offener Zuneigung ein Denkmal in seinem Roman *Lucinde*.¹⁰ Dorothea Veit, erste Adressatin der *Lucinde* und als verheiratete Jüdin in doppelt illegitimer Beziehung mit Friedrich lebend, weiß um diese Zuneigung. Sie weiß auch, dass von Caroline Schlegels Urteil ihre Aufnahme in den frühromantischen Kreis abhängt. Friedrich von Hardenberg wiederum findet in Caroline Schlegel eine Vertraute, mit der er sich vor allem in Fragen der Liebe einig weiß.

Die besonderen Beziehungen, die die genannten Personen miteinander unterhalten, spiegeln sich auf je eigene Weise in ihren Briefwechseln wider. Die Verfasser:innen haben einerseits die Balance zwischen Intimität und Publizität zu wahren. Viele der Briefe besitzen einen sie begleitenden Subtext, der für Außenstehende nur zu erahnen ist. Andererseits stehen die Briefe in dem Spannungsfeld zwischen der unterstellten Identität bzw. Individualität ihrer Verfasser:innen (einem sich gleichbleibenden Charakter und Schreibhabitus) und der Einzigartigkeit der Beziehung, der sie sich verdanken. Im Folgenden soll es darum gehen, rhetorische, stilistische, aber auch theoretische bzw. metasprachliche Merkmale dieser Texte zusammenzutragen und systematisch zu differenzieren. Zu diesem Zweck wurden von mir Briefdokumente ausgewählt, in denen diese Merkmale auf besondere Weise hervortreten, so etwa in dem Brief von Hardenberg an Friedrich Schlegel, der am Anfang dieser Untersuchung steht. Meine Überlegungen sind dabei stets von der Annahme der Existenz eines Codes geleitet, der – in Analogie zu der von Luhmann analysierten Codierung von Intimität – im Hinblick auf höchstpersönliche soziale Beziehungen (freundschaftlich, verwandtschaftlich u. ä.) allerdings erst noch zu beschreiben wäre.

I. Friedrich von Hardenberg an Friedrich Schlegel, 5. September 1797¹¹

Hardenbergs Brief beginnt und endet mit einer Thematisierung des Schreibens: „Es ist so viel, was ich Dir schreiben möchte.“ – „Jetzt bin ich wieder zum Schreiben gestimmt.“ (HKA IV, 235 f.) Von dieser Stimmung ist wenig zu merken. Dabei waren die Umstände dem Schreiben günstig. Hardenberg hielt sich in dem kleinen Kurbad Kösen in der Nähe von Naumburg auf, wohin er sich zurückgezogen hatte, um allein zu sein und letzte Spuren einer längeren Krankheit zu behandeln. Er beschreibt sich selbst als tätig und gesund. Umso auffälliger ist, wie knapp er sich in seiner brieflichen Mitteilung an den Freund hält. Was Schlegel zu lesen bekommt, sind weniger Gedanken als Gedankenbruchstücke, Andeutungen und Fingerzeige. Wo eine Ausführung des Gedankens angezeit wäre, bricht er ab: „Von den Balladen und sonst

¹⁰ Die besondere Bedeutung, die Caroline Böhmer für Friedrich Schlegel gewinnen wird, antizipiert dieser noch vor seiner ersten Begegnung mit ihr. Vgl. den Brief an August Wilhelm Schlegel vom 5. Juli 1792 (Nr. 22). In: KFSA XXIII, S. 56–59, hier S. 58. Von ihr angeregt, beschäftigt sich Schlegel ab 1794 mit dem „Wesen der Frau“. Vgl. Barbara Becker-Cantarino: Schlegels *Lucinde*. Zum Frauenbild der Romantik. In: *Colloquia Germanica* 10/1976, 1977, H. 2, S. 128–139, hier S. 130. Vgl. dazu auch Eckart Klessmann: „Ich war kühn, aber nicht frevelhaft“. *Das Leben der Caroline Schlegel-Schelling*. Berlin 2009, S. 124.

¹¹ Brief Nr. 108. In: Novalis: *Schriften*. Bd. 4. Hrsg. von Paul Kluckhohn/Richard Samuel. Stuttgart [u.a.] 1975, S. 235 f. Im Folgenden als ‚HKA IV‘ mit entsprechender Seitenzahl im Fließtext referenziert.

will ich nichts sagen“ (HKA IV, 236). Die durch Gedankenstriche unterbrochene Aneinanderreihung von Perioden oder auch nur Stichworten – ein Stilmittel, dessen sich Hardenberg in seinen Briefen seit etwa 1794 bedient – erscheint hier als regelrechtes Stakkato der Sprache.

Stil und Wortkargheit zeugen einerseits von dem nahen Verhältnis, das zwischen Hardenberg und Schlegel besteht. Sodann aber zeigt sich hier – und dies hat wohl als allgemeines Charakteristikum von Hardenbergs epistolarischer Praxis zu gelten – auf exemplarische Weise, dass der Brief für ihn das Gespräch nicht ersetzen bzw., in diesem konkreten Fall, nicht fortsetzen kann. Damit steht Hardenberg quer zur gängigen Auffassung, der zufolge – wie etwa Christian Fürchtegott Gellert in seiner berühmten *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* statuiert – ein wohlgeratener Brief „die Stelle eines Gesprächs“, einer „mündlichen Rede“ zu vertreten habe.¹² Für Hardenberg ist der Brief bestenfalls ein ungenügendes Surrogat des mündlichen Gesprächs, meist aber, wie hier, ein Zeichen, das vor allem dessen Abwesenheit oder momentane Unverfügbarkeit anzeigt: „Damit Du nur siehst, daß ich Dein gedenke“ – das ist der Grund des Schreibens. Nicht um Gedankenaustausch geht es, sondern um das Übermitteln eines Zeichens.¹³ Es verweist auf die Vertraulichkeit, zu der beide anlässlich Schlegels Besuch in Weißenfels am 4. Juli gefunden hatten.¹⁴ Der Brief kann nur an diese Vertraulichkeit erinnern, sie aber nicht wiederherstellen. Mit der Abreise Schlegels war das Gespräch zwischen beiden bis auf weiteres unterbrochen.

Für die Skepsis, die Hardenberg dem Medium Brief entgegenbringt, lassen sich zahlreiche Zeugnisse finden. In einem frühen Brief berichtet er Friedrich Schlegel, dass er Briefe gewöhnlich erst acht Tage nach Erhalt öffne und „oft gar nicht, wenn ich weiß, von wem er ist“ (HKA IV, 138). Zum Desinteresse an empfangenen Briefen gesellt sich Abneigung gegen das Schreiben. Auf die „angenehme[n], con amore geschriebene[n] Briefe“ seines Bruders antwortete er „gewöhnlich nur mit einzelnen Lauten“ (HKA IV, 158 f.) Am deutlichsten wird Hardenberg in einem anderen Brief an Brachmann:

Briefe sind in unsern Lagen nur ein Nothbehelf. An und für sich selbst interessant können sie nur als Bindungspartikeln in einem zweckvollen Ganzen seyn – und ein solches auszuarbeiten und zu realisieren, dazu gehört – wirksame Sphäre. Bis dahin sind Briefe – todtte Buchstaben – Aufschriften. (HKA IV, 167)

Die Ansichten, die Hardenberg hier vorträgt, sind durchaus Teil einer umfassenderen Schriftskeptis. In einem Brief an Caroline Just heißt es dazu:

Was hilft, daß ich mich bis zur höchsten Ermüdung bey Buchstaben aufhalte – verliere ich darüber nicht die lehrreichste Schrift, die Menschengestalt aus den Augen? Ich kehre am Ende immer zu Einem zurück – und dieses Eine ist der Geist des Menschen – von dem am Ende doch alles Ausfluß und Offenbarung ist – und warum dieses Eine gerade in dem todten Zeichen, und nicht in lebendiger Anschauung suchen. (HKA IV, 249)

12 Christian Fürchtegott Gellert: *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. In: Ders.: *Die epistolographischen Schriften*. Faksimiledruck nach den Ausgaben von 1742 und 1751. Stuttgart 1971, S. 3 f.

13 In einem ähnlichen Sinne schrieb Hardenberg an seinen Freund Christian Friedrich Brachmann: „Der Stoff ist selten das Wesentliche in einem freundschaftlichen Briefe. Man will die freundschaftliche Stimmung des Subjects gewahr werden, sich nur überzeugen, daß mein Ich einem andern menschlichen Wesen lieb ist“ (HKA IV, S. 163).

14 Zur Datierung vgl. Schlegels Brief an Novalis vom 29. Juni 1797 (Nr. 208). In: KFSa XXIV, S. 374.

In dieser Passage geht es nicht mehr allein um die Mangelhaftigkeit brieflicher Kommunikation. Hardenberg bezieht sich darin vielmehr auf den schriftvermittelten Erwerb von Wissen, also auf das Studium von Büchern, dem er die lebendige Anschauung entgegenhält. Entscheidend ist hier aber weniger der theologische Hintergrund der Paulinischen Geist-Buchstabe-Dichotomie als vielmehr das Erlebnis gelingender Kommunikation im Gespräch. Dazu passen die verschiedenen Zeugnisse von Hardenbergs besonderer Beredsamkeit. „Ich producire“, schreibt er selbst an August Wilhelm Schlegel, „am meisten im Gespräch, und dies fehlt mir hier ganz“ (HKA IV, 251). Das Fehlen des Gesprächs lässt sich nicht ersetzen. Daher ist es auch kein Zufall, wenn Hardenberg in dem Brief an Friedrich Schlegel schreibt, er sei bei seinem Besuch in Jena mit Caroline und Wilhelm Schlegel sogleich „in die Mitte des Gesprächs“ geraten (HKA IV, 235). Wer dagegen auf das Medium Brief angewiesen ist, so sieht es zumindest Hardenberg, befindet sich allenfalls am Rande eines solchen Gesprächs.

II. Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel, 2. August 1796 (KFSa XXIII, 326–328)

Auch der Brief Friedrich Schlegels an Caroline Schlegel entstand anlässlich eines Besuchs bei Hardenberg Anfang August 1796. Schlegel machte auf dem Weg nach Jena, wo er sich einstweilen niederzulassen gedachte, in Dürrenberg bei seinem Freund Station. Der Brief, den Schlegel von dort aus an die Frau des Bruders sandte, ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Auffällig sind zunächst die sprunghaften Wechsel der Themen, die ihrerseits nur angerissen und mitunter in einem einzigen Satz abgehandelt werden. Das hindert Schlegel nicht daran, abgebrochene Gedanken an späterer Stelle wieder aufzunehmen, was den rhapsodischen Eindruck noch verstärkt. Gewöhnlich spiegelt ein solcher Duktus die Zeitnot wider, in der sich der Verfasser bei der Niederschrift des Briefes befand. Das ist hier allerdings nicht der Fall. Schlegel schreibt, dass er frei über seine Zeit verfügen könne und „einen grossen Theil des Tages“ (KFSa XXIII, 326) zum Arbeiten nutzen würde.

Aber nicht nur die Themen wechseln abrupt; erstaunlich ist auch das unvermittelte Nebeneinander disparater Stimmungen bzw. Modi der Rede. So folgt auf die beinahe melancholische Reminiszenz an seine erste Begegnung mit Caroline und das Bekenntnis, was der Schreibende der Adressatin zu verdanken habe, die in völlig anderem Ton vorgetragene Aufforderung, ihm Nachricht wegen der Veröffentlichung eines Aufsatzes zu geben. Die ungeschützte Offenheit, mit der Schlegel hier der Bedeutung Ausdruck verleiht, die Caroline Schlegel für ihn gewonnen hat und die sich erst eigentlich darin zu erkennen gibt, dass Schlegel den genauen Tag ihrer ersten Begegnung erinnert („Heute ists drey Jahr, daß ich Sie zu erst sah“ [ebd.]), wird sofort in den neutralen Raum unpersönlicher Geschäftsangelegenheiten überführt.

Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang auch die Aussage: „Wenn ich Ihren Brief zugegen oder ganz im Gedächtnisse hätte, so würde ich noch viel mehr schreiben“ (ebd.).¹⁵ Sie fällt im ersten Drittel des keineswegs kurzen Briefes. Dass Schlegel

¹⁵ Die Klage, nicht genug schreiben zu können, kehrt wieder in Schlegels Brief an Caroline vom 12. Dezember 1797 (Nr. 39). In: KFSa XXIV, S. 59–62, hier S. 59.

glaubt, sich für einen quantitativen Mangel seines Briefes rechtfertigen zu müssen, leuchtet nicht ohne Weiteres ein. Die Knappheit seiner Ausführungen ist kaum eine Folge der Tatsache, dass es ihm an einer Vorlage gefehlt hätte, die zu ausführlichen Antworten heranzuziehen gewesen wäre. Vielmehr dürfte der eigenartig gedrängte, abgerissene Charakter des Briefes darauf zurückzuführen sein, dass sein Verfasser die Offenheit der Aussage nicht wagte oder wagen durfte. So drängt sich der Eindruck auf, dass die Mehrzahl der Mitteilungen nicht um ihrer selbst willen gemacht wurde. Vielmehr scheint ihre Funktion zum einen darin zu bestehen, die Lücken zwischen den Geständnissen zu füllen, die Schlegel seiner Schwägerin macht, und zum andern, den Eindruck, den die Gewagtheit dieser Geständnisse auf Caroline Schlegel hätte machen können, abzumildern oder zu verwischen.

Von den überlieferten Briefen, die Schlegel an seine Schwägerin richtete, drückt sich im vorliegenden Schriftstück seine Zuneigung wohl am Unverhülltesten aus. Das Register reicht vom bekenntnishaften Ernst über das nebenbei eingestreute Kompliment („daß es sich der Mühe lohnt, einige Tage länger von Ihnen abwesend zu seyn“ [ebd.]) bis hin zur verwickelten sexuellen Anspielung („Küssen Sie Ihren Herrn, den Vater Wilhelm einmahl in *meinem* Namen herzlich, oder halten Sie das für Sünde?“ [ebd., 327 f.]). Auch das Bild des von einem Amor spielend gebändigten Löwen,¹⁶ das Schlegel für sich und seine Briefadressatin bereithält, ist vielsagend. Es handelt sich genau genommen um eine Unterwerfungsgeste, wobei offen bleibt, ob der Löwe sich freiwillig unterwirft oder der Macht der Liebe beugen muss. In beiden Fällen wird die Überlegenheit Caroline Schlegels eingeräumt. Vor dem Hintergrund der Kommunikationsproblematik ist schließlich eine weitere Bemerkung Schlegels aufschlussreich: „Es soll mich wundern, ob Sie mich auch so einseitig, hartnäckigt finden werden, wie ich andern scheinen muß“ (ebd., 326). Die in diesem Satz implizierte Annahme, bei der Adressatin auf ein besonderes Verständnis rechnen zu können, diktiert den ganzen Brief. Einem solchen Verständnis verwandeln sich auch die Lücken und Brüche in bedeutsame Zeichen, die erkennen lassen, was nicht oder allenfalls andeutungsweise ausgesprochen werden soll.

III. Caroline Schlegel an Friedrich Schlegel, 14./15. Oktober 1798 (KFSa XXIV, 176–181)

Caroline Schlegels langer, an zwei Tagen abgefasster Brief ist einer der wenigen aus der Korrespondenz mit Friedrich Schlegel, die sich überhaupt erhalten haben. Der Briefwechsel mit dem Schwager scheint recht umfangreich gewesen zu sein. Davon zeugen nicht nur die zahlreichen Briefe von Friedrichs Hand, sondern auch dessen in dem Brief vom 12. Dezember 1797 geäußerter Einfall, aus Carolines Briefen „Eine große philosophische Rhapsodie zu – diaskeuasieren“ (KFSa XXIV, 59). Diese Schriftstücke müssen als verloren gelten. Unmöglich ist es daher, mehr als nur einen flüchtigen Eindruck von dem besonderen Charakter der Briefbeziehung und

¹⁶ Vgl. KFSa XXIII, S. 326: „Der allerliebste Einfall, in vollem Ernst mein Vormund zu seyn, ist gewiß nicht Ihr eigner. Sie haben ihn (wie alles Schöne) von den Alten entlehnt, haben gewiß eine Gemme gesehn, wo ein Amor einen Löwen spielend bändigt.“

jener ‚Individualität‘ zu gewinnen, die Schlegel in dem Dezember-Brief eigens hervorhebt.¹⁷ Immerhin beschreibt Schlegel in dem Porträt, das er von Caroline Schlegel in der *Lucinde* zeichnet, die Wirkung ihrer Briefe mit den folgenden Worten:

Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Teilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und sie erwiderte auch die Frage, welche nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen. Dieselben glaubte man zu sehen, wie sie sich bei dieser oder bei jener Stelle veränderten, wenn man ihre Briefe las, so durchsichtig und seelenvoll schrieb sie, was sie als Gespräch gedacht hatte (KFSV V, 48).

Die Dreieckskonstellation, in die dieser Brief gehört, erlaubte den Korrespondent:innen keine Exklusivität. Friedrich mochte seine Briefe entweder nur an Caroline oder nur an August Wilhelm oder an beide adressieren. Faktisch existierte diese Grenzziehung nicht. Mit der Einsichtnahme des jeweiligen Dritten wurde immer gerechnet. Wie aus dem vorliegenden Brief hervorgeht, las umgekehrt auch das Auge August Wilhelm Schlegels mit, wenn Caroline Schlegel schrieb. Gelegentlich griff sogar seine Hand ein (vgl. KFSV XXIV, 177 u. 179). Der Intimität waren damit von vornherein Grenzen gesetzt.

Indes ist dieser Brief von Intimität – von der es auch sonst nur wenige Spuren gibt – besonders weit entfernt, weil Caroline Schlegel über weite Strecken nicht in eigener Sache schreibt. Vielmehr macht sich die Schreiberin zum Medium, das den Adressaten über die Neuigkeiten aus Weimar und Jena in Kenntnis setzt. Eine persönliche Färbung gewinnt ihr Bericht dadurch, dass sie ihn ganz auf Schlegels Interessenlage abstimmt. Zuerst steht Goethes Urteil über das soeben erschienene zweite Stück des *Athenaeum*. Dabei beschränkt sich Caroline Schlegel nicht allein darauf, Goethes Zustimmung zu Friedrich Schlegels Behandlung seines Romans *Wilhelm Meisters Lehrjahre* mitzuteilen. Vielmehr muss es für ihren Schwager besonders schmeichelhaft gewesen sein, von Goethes gründlicher Beschäftigung mit seiner Rezension zu lesen, die sich, laut Caroline Schlegels Referat, in der Wiederholung vieler Ausdrücke aus derselben bekundet habe (vgl. ebd., 176 f.). Wichtig für Friedrich Schlegel ist auch die Information, dass Goethe „keine einzige Einwendung“ (ebd., 177) gegen die Fragmente gemacht habe, denn diese Zurückhaltung konnte leicht als stillschweigende Billigung aufgefasst und kritischen Stimmen entgegengehalten werden. Auch Caroline Schlegels Schilderung des von Goethe vorgenommenen Theaterumbaus in Weimar und der Aufführung des ersten Teils von Schillers *Wallenstein*-Trilogie spiegelt das Verhältnis Friedrich Schlegels zu beiden genannten Schriftstellern genau wider. Goethes Entscheidungen werden uneingeschränkt gutgeheißen; Schiller taugt im Grunde nur dann etwas, wenn er sich Goethe im Schreiben so weit wie möglich annähert bzw. sich von sich selbst so weit wie möglich entfernt. Caroline nimmt hier Friedrich Schlegels Spott gewissermaßen vorweg. Nur fällt der ihre weniger drastisch aus.¹⁸

17 Vgl. KFSV XXIV, S. 60: „Sie können wohl *Fragmente* sprechen und auch in Briefen schreiben: aber sie sind immer gerade nur in dem, was ganz individuell und also für unsern Zweck nicht brauchbar [ist].“

18 Vgl. ebd., S. 178: „Schiller hat doch in Jahren zu Stande gebracht, was Göthe vielleicht (die Studien abgerechnet) in einem Nachmittag hätte geschrieben, und das will immer viel sagen. Er hat sich (dies kommt von Wilhelm) dem Teufel ergeben, um den Realisten zu machen und sich die Sentimentalität vom Leibe zu halten.“ – Brief Nr. 110. In: KFSV XXIV, S. 188–190, hier S. 188 f.: „Was *Schiller* betrifft, so bewundere ich nächst der heldenmüthigen Selbstentäußerung in dem Goethesken Prolog, der mir wie eine ausgehöhlte Fruchthülse vorkommt, nichts so sehr wie die Geduld. Denn um solche lange Drachen in Papier, in Worte und Reime auszuschnitzen, dazu gehört doch eine impertinente Geduld.“

In eigener Sache spricht Caroline Schlegel erst in der zweiten Hälfte des Briefes, bezeichnenderweise genau in dem Augenblick, wo sie auf Schelling kommt. Erneut wird die Reaktion des Adressaten antizipiert. Aber diesmal kommt die Verfasserin dieser Reaktion nicht entgegen; vielmehr wird Schelling gegen die zu erwartende Ablehnung verteidigt, wenn sie dessen Charakter auch mit Bildern aus dem Bereich des Mineralogischen beschreibt, die an das naturwissenschaftliche Metaphernarchiv anschließen, aus dem sich Schlegel um 1798 ebenfalls bedient.¹⁹ Auch ihre recht ausführliche Kritik von Tiecks *Sternbald* setzt sie von Goethes Meinung ab („Wollen Sie nun *mein* Urtheil [...]?“ [ebd., 179]) und Schlegels positiver Einschätzung entgegen („Wie ist es möglich, daß Sie ihn [...] so vorzüglich behandeln?“ [ebd.]). Und eine gewisse Verständnislosigkeit gegenüber Friedrich Schlegel spricht aus den Zeilen, die dessen Bemühen betreffen, einen Aufenthalt von Dorothea Veits Schwester Henriette Mendelssohn in Jena zu organisieren: „Zum Schluß dieses frage ich Sie auf Ehre und Gewissen, ob das Projekt mit Henrietten die ganze Bescherung gewesen, um welche Sie die Schatten – den bewußten Geist und Liebe – beschworen haben. Dazu brauchte nichts aus den Tiefen heraufgeholt zu werden“ (ebd., 180).

Zu dem Auslassen der eigenen Person im ersten Teil des Briefes, in dem Caroline die Angelegenheiten Friedrichs ganz zu den ihrigen macht, steht dieses Sprechen in eigener Sache in eigentümlichem Kontrast. Der zweite Teil des Briefes erscheint fast durchgehend im Modus des *Widersprechens*. Man mag darin erste Anzeichen für die sich bald und bis zum endgültigen Zerwürfnis vertiefenden Risse in der Beziehung sehen oder auch nicht. Erstaunlich bleibt, dass Friedrich Schlegel, in anderen Fällen deutlich empfindlicher auf jede tatsächliche oder eingebildete Dissonanz reagierend,²⁰ hier keinerlei Auffälligkeit wahrnimmt: „Alles, was Sie mir von Goethe geschrieben haben, ist schön und herrlich, daß er zufrieden ist, daß er die Ironie verstanden hat. Aber auch, daß Sie mirs so ordentlich geschrieben haben, und gleichsam Briefe mit mir wechseln zu wollen scheinen dürften. Glück auf! Fahren Sie fort [...]“ (KFSa XXIV, 189). Es mag Arglosigkeit oder geschmeichelte Eitelkeit gewesen sein, die ihn über diese Stellen hinweglesen ließ. Nicht zu übersehen ist jedoch, dass die von Friedrich Schlegel betriebene Professionalisierung des Verstehens ihn vor dem Missverstehen Caroline Schlegels nicht bewahrte.²¹ Es setzte bereits mit der Annahme ein, dass seine Schwägerin eine „kolossalisch [in August Wilhelm] verliebte Frau“ (KFSa XXIII, 326) sei. Auf die Dauer ließ sich dieses Missverständnis nicht verbergen.

19 Schlegel beschäftigte sich zu dieser Zeit u.a. mit Naturphilosophie und Physik. Vgl. das Heft „Zur Physik. Im Sommer 1798 zu Dreßden angefangen“. In: KFSa XVIII, S. 144–151.

20 Vgl. etwa die bereits genannten Briefe an Schleiermacher in KFSa XXIV, S. 295 f.

21 Die Forschung hat gezeigt, in welchem Maße Schlegel den Einsichten Schleiermachers zur Hermeneutik vorgearbeitet hat. Im Zusammenhang mit den hier angestellten Überlegungen ist interessant, dass Schlegel vor der kommunikationstheoretischen Skepsis, die in dem berühmten Text *Über die Unverständlichkeit* (1800) zum Ausdruck kommt, einem Ideal der vollendeten Mitteilung bzw. des totalen Verstehens anhing. Vgl. dazu u.a. May Mergenthaler: *Zwischen Eros und Mitteilung. Die Frühromantik im Symposium der „Athenaeums-Fragmente“*. Paderborn u.a. 2012, S. 17–35. Zu Schlegels ‚Professionalisierung‘ des Verstehens vgl. Josef Körner: Friedrich Schlegels ‚Philosophie der Philologie‘. In: *Logos* 17,1/1928, S. 1–72; Hermann Patsch: Friedrich Schlegels ‚Philosophie der Philologie‘ und Schleiermachers frühe Entwürfe zur Hermeneutik. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche*. 63/1966, S. 434–472; Manuel Bauer: *Schlegel und Schleiermacher. Frühromantische Kunstkritik und Hermeneutik*. Paderborn [u.a.] 2011.

IV. Friedrich von Hardenberg an Caroline Schlegel, 20. Januar 1799**(HKA IV, 274–276)****Caroline Schlegel an Friedrich von Hardenberg, 4. Februar 1799****(HKA IV, 518–520)****Caroline Schlegel an Friedrich von Hardenberg, 20. Februar 1799****(HKA IV, 521–523)****Friedrich von Hardenberg an Caroline Schlegel, 27. Februar 1799****(HKA IV, 277–281)**

Die zwischen Caroline und Friedrich von Hardenberg gewechselten Briefe, von denen hier vier aufeinanderfolgende – einer ging verloren – ausgewählt wurden, lassen auf eine Beziehung schließen, die vielleicht ‚sympathetisch‘ genannt werden kann. Hardenberg beschrieb sich immer wieder als jemand, dessen Mitteilungsbedürfnis sich vor allem an Frauen richtete. So schreibt er in einem Brief vom Februar 1796 an Wilhelmine von Thümmel: „Das Bedürfnis einer Mittheilung an eine feingebildete, weibliche Seele ist für mich so dringend, so wolthätig, so natürlich, daß ich es als einen sehr bestimmten Zug meines Lebens ansehe, daß ich Liebe und Freundschaft zugleich fand“ (HKA IV, 166). In seinem ersten Brief an Caroline Schlegel schreibt er von dem großen Wert, den die Nähe von Charlotte Ernst, der in Dresden wohnenden Schwester der Schlegel-Brüder, für ihn besäße (HKA IV, 274). Eine das Mitteilungsbedürfnis stark anregende Wirkung scheint auch Caroline Schlegel auf Hardenberg ausgeübt zu haben. Umgekehrt scheint sie Hardenbergs Bedürfnis bereitwillig entgegengekommen zu sein. Bemerkenswert ist vor diesem Hintergrund, dass Hardenberg einen Brief August Wilhelms mit einem Brief an Caroline Schlegel beantwortet: „Wilhelms lieber Brief war mir neulich recht willkommen. Er wird wohl verzeihn, wenn ich Ihnen darauf antworte – Ihnen, die mir wirkklich werther und lieber durch Ihre neuliche herzliche Theilnahme und Eilfertigkeit geworden ist.“ (HKA IV, 275)

Es gesellt sich in der Korrespondenz Hardenbergs mit seinen Briefpartnerinnen zu dem Mitteilungsbedürfnis immer auch noch ein Liebesbedürfnis. Schon in dem Brief an Wilhelmine von Thümmel heißt es im Anschluss an die bereits zitierte Stelle: „In der Freundschaft muß ein Funken Liebe – in der Liebe eine Ader von Freundschaft seyn“ (HKA IV, 166). Auch in dem Brief an Caroline Schlegel schreibt Hardenberg am Ende: „Ohne *Liebe* hielt ichs gar nicht aus“ (HKA IV, 276). Die Bedeutung dieses Satzes geht über den unmittelbaren Zusammenhang, in dem er geäußert wird, hinaus. Tatsächlich muss die Liebe als Schlüssel zu diesem Brief gelten. Ohne ihn scheint die Stelle, in der Hardenberg Caroline Schlegel mit der Naturphilosophie bzw. Physik Fichtes, ‚Hemsterhuis‘, Spinozas, Plotins, Platons, Goethes und Leibniz‘ konfrontiert, schlicht und einfach falsch adressiert. Es könnte aber sein, dass Caroline Schlegel für Hardenberg gerade die richtige war, um zu verstehen, was „diese Herrn“ als das „Beste in der Natur“ noch nicht klar gesehen oder allenfalls geahnt haben. Dieses Beste ist die Liebe. Sie ist das Wort, das an die Stelle der ‚Bewunderung‘ zu setzen wäre.²² Caroline Schlegel – so scheint Hardenberg andeuten zu wollen – *wusste* vielleicht nicht, dass die Liebe den „*heiligen* Weg“ eröffnet, und zwar nicht nur zur Physik (vgl. ebd.), aber sie hatte ihn längst beschritten. Ihr Antwortbrief durfte

22 Vgl. HKA IV, S. 276: „Wenn man bisher in der sogenannten Physikotheologie nur statt *Bewunderung* ein ander Wort gesetzt hätte! [Absatz] Aber genug behalten Sie mich nur ein bischen lieb“.

Hardenberg durchaus als Bestätigung seiner Ansichten verstehen, wenn solche denn seinen Worten tatsächlich zugrunde lagen:

Ihre übrige innerliche Geschäftigkeit aber macht mir den Kopf über alle Maßen warm. Sie glauben nicht, wie wenig ich von Eurem Wesen begreife, wie wenig ich eigentlich verstehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von nichts etwas als von der sittlichen Menschheit und der poetischen Kunst. (HKA IV, 518)

Die Bitte, ihn, Hardenberg, „nur ein bisschen lieb“ (HKA IV, 276) zu behalten, wäre also, ungeachtet der unscheinbaren Hülle, unter der sie auftritt, an jemanden ergangen, in dem der Briefschreiber eine Verkörperung der Liebe entdeckt zu haben glaubt. Sie blieb nicht unerfüllt. Es ist das „Wort des Trostes“, das Caroline Schlegel mehr als alles andere „zu Herzen [geht]: *Liebe*. Welche? Wo? Im Himmel oder auf Erden? [...] Es giebt keine Liebe von der Sie da nicht sprechen könnten, wo, wie Sie wissen, lauter Liebe für Sie wohnt.“ (HKA IV, 518) Diese Affinität, das beiderseitige Interesse an Liebe, vielleicht auch eine gefühlte Übereinstimmung in der Ansicht dessen, was Liebe ist, mag den Grad an gegenseitiger Anteilnahme und Offenheit, den dieser Briefwechsel in so erstaunlich kurzer Zeit erreicht hat, ein Stück weit erklären.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Gedanken, die beide Friedrich Schlegels *Lucinde* widmen und die einander sehr nahe kommen. Caroline Schlegel hatte Hardenberg die Abschrift des ersten Drittels des ersten Teils (Kap. 1–5) mit dem Brief vom 10. Februar zukommen lassen. Sie selbst äußert sich recht zurückhaltend. Vor allem verleiht sie ihrer Betroffenheit und Besorgnis über die Veröffentlichung Ausdruck. Aber wenn sie auch schreibt, dass es Dinge gebe, die sich nicht tadeln ließen, und dass das, was Friedrich Schlegel tue, in der Regel dahin gehöre, so erfolgt ein solcher Tadel doch zumindest indirekt, und zwar indem sie Schlegels eigene Worte gegen die *Lucinde* kehrt (vgl. HKA IV, 522 f.) Gemeint ist das *Lyceums*-Fragment, auf das sie Hardenberg hinweist und in dem es heißt:

Sapphische Gedichte müssen wachsen und gefunden werden. Sie lassen sich weder machen, noch ohne Entweihung öffentlich mitteilen. Wer es tut, dem fehlt es zugleich an Stolz und an Bescheidenheit. An Stolz: indem er sein Innerstes herausreißt, aus der heiligen Stille des Herzens, und es hinwirft unter die Menge, daß sie's angaffen, roh oder fremd; und das für ein lausiges Da capo oder für Friedrichsd'or. Unbescheiden aber bleibt's immer, sein Selbst auf die Ausstellung zu schicken, wie ein Urbild [...] Nur Zyniker lieben auf dem Markt (KFSA II, 162).

Hardenberg nimmt den Hinweis auf das Fragment auf. Auch er verspricht sich, weil „das Postulat – Sey cynisch – noch nicht gäng und gäbe“ sei, keine gute Aufnahme des Romans. Aber darüber hinaus verwirft er insgesamt die Idee, den „geistig-thierische[n]“ Anteil an der Liebe zu „*verewigen*“. Der „Sinnenrausch“ mag zur Liebe gehören, „wie der Schlaf zum Leben – der Edelste Theil ist es nicht –“, aber nur seine „Flüchtigkeit“ mache die „Frechheit seines Daseyns gut“. Nicht nur Indiskretion entwertet intime Gefühle, sondern auch der Versuch, der Sinnlichkeit eine Dauer zu verschaffen, die ihr nicht zukommt. Wie verschieden „die höchste Liebe“ auf ihn und Friedrich Schlegel gewirkt habe, lasse sich an ihren Romanen ablesen, die ebenfalls „himmelweit verschieden“ würden (HKA IV, 280 f.). In der Tat, der *Heinrich von Af-terdingen* dürfte ebenso sehr gegen die *Lucinde* geschrieben worden sein, wie er es

gegen Goethes *Wilhelm Meister* war.²³ Ob allerdings das darin gezeichnete Ideal der Liebe Caroline Schlegels Zustimmung fand, ist nicht überliefert.

V. Dorothea Veit an August Wilhelm und Caroline Schlegel, 9. März 1799 (KFSa XXIV, 245 f.)

Wie sich an Wortlaut und Stil, ja selbst am Schriftbild des letzten Briefs in dieser Auswahl erkennen lässt, wurde er in einer völlig andern Schreibsituation als die anderen Briefe verfasst. Das Verhältnis, in dem die Korrespondenten zueinander stehen, erlaubt keinen vertraulichen Briefwechsel. Im Gegenteil, es ist die Aufgabe des Briefes, ein solches Verhältnis erst herzustellen. Und diese Aufgabe war alles andere als einfach. Es handelt sich um den ersten Brief Dorothea Veits an den Bruder des mit ihr in mehrfach illegitimer Beziehung lebenden Friedrich Schlegel und dessen Schwägerin. Dorothea Veit, geborene Brendel Mendelssohn, war zum Zeitpunkt der Niederschrift eine verheiratete, in Trennung lebende Jüdin, dazu noch acht Jahre älter als Schlegel. Der Skepsis, die August Wilhelm und Caroline ihrer Verbindung mit Friedrich Schlegel entgegenbrachten, durfte nicht leichtfertig begegnet werden. Anderthalb Jahre brauchte es, bis Dorothea Veit den Brief zu schreiben wagte („O, endlich habe ich es doch gewagt, selber zu schreiben“ [KFSa XXIV, 245]).

Merkwürdig ist zunächst der Anfang des Briefes, der so vermittelt einsetzt und dessen Funktion wohl darin besteht, durch die Anknüpfung an einen Brief August Wilhelm Schlegels die Schwierigkeit des absoluten Beginns zu überwinden. Der eigentliche Anlass des Briefes scheint geringfügig. Es geht um die Frage der Unterbringung der Jenaer Gäste bei ihrem Besuch in Berlin. Aber Dorothea Veit gibt der Sache ein solches Gewicht, dass es den Eindruck erweckt, als wäre mit der Entscheidung ein Urteil über ihre Person verbunden. Nicht auszuschließen ist übrigens, dass es das tatsächlich war. Dorothea Veits offenes Bemühen um freundschaftliches Entgegenkommen der Adressat:innen und das Maß an Vorsicht, das sie in ihren Formulierungen walten lässt, ist kaum zu steigern. Im Hinblick auf den oben erwähnten Metadiskurs, der das eigene Schreiben reflektiert und explizit thematisiert, ist im Fall dieses Briefes äußerst bemerkenswert, wie Dorothea Veit mit der ungewöhnlichen und tatsächlich für sie sehr heiklen Situation umgeht. Die Strategie, die sie wählt, ist unbedingte Offenheit: „Und nun hören Sie gleich Alles!“ – „Laßen Sie mich auf alles antworten, wo Ihnen Zweifel bleiben, fragen Sie mich alles – Erlauben Sie mirs dann, daß ich Ihnen offen über alles spreche“ (ebd., 245 f.).

Aber diese Offenheit wird nicht nur reflektiert, sie wird sogar eigens begründet. Wie sie schreibt, hatte Friedrich Schlegel die Briefe, die nach Jena gehen sollten, *offen* an Dorothea Veit geschickt, damit ihre Schwester Henriette Mendelssohn das ihrige dazulegen konnte. Aus diesen Briefen erfuhr sie, aus der Perspektive Friedrich Schlegels, auch von den Zweifeln und Einwänden Caroline Schlegels: „Wie hätte ich sie nicht lesen sollen? Aber nicht wahr liebe Caroline! er hätte sie lieber nicht offen schicken sollen?“ (ebd., 246). Da dies nun aber geschehen sei, müsse ihr auch

23 Zum Verhältnis von Hardenbergs und Goethes Roman vgl. Alexander Knopf: „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner Wirkungslosigkeit. Überlegungen zur Entstehung der modernen Farce“. In: *Serapion*. Zweijahresschrift für europäische Romantik. 1/2020, S. 121–142, hier S. 132 f.

erlaubt sein, offen über alles zu sprechen. Wie geschickt Dorothea Veit vorgeht, zeigt sich noch einmal am Ende des Briefes, wo sie die Adressat:innen auffordert, über ihre Direktheit zu spotten: „Leben Sie wohl theure liebe Freunde und lachen Sie mich immer aus daß ich so gar nichts zu sagen im Stande bin, als die Sache grade zu; aber seyen Sie mir nicht böse darüber“ (ebd.). Es kann hier unentschieden bleiben, ob sich dieses Geschick einem strategischen Bewusstsein oder der Intuition verdankt. Zweifellos aber wird Dorothea Veit gewusst haben, dass sie gerade durch diese Direktheit und mehr noch durch ihr Eingeständnis, die Adressat:innen an sich bindet. Wer dem andern seine Blöße darbietet, macht sich unangreifbar.

Vielleicht lässt sich die spannungsreiche Vorgeschichte dieses Briefes und die Schwere der Situation, in der er entstand, sogar noch dem Schriftbild ablesen. Auffällig ist, dass es gegen alle damals gängigen Konventionen der Topologie verstößt. Einen ‚Titel‘, d.h. eine über dem Brieftext stehende, diesen einleitende Anrede gibt es nicht, geschweige denn, dass sie zwei Finger Breit unter den oberen Rand gesetzt worden wäre. Folglich gibt es auch keinen drei Finger breiten Zwischenraum zwischen der Anrede und dem Briefanfang. Ebenso wenig ließ Dorothea Veit am linken und unteren Rand einen drei Finger breiten Raum, durch den man „dem Briefe gleichsam eine schöne Einfassung, und ein geschmackvolleres und reiches Ansehen“ gibt und der Person, an die man schreibt, „seine Achtung [bezeigt], wenn man ihr die Uebersicht des Geschriebenen so leicht und angenehm wie möglich macht“.²⁴ Es gibt in diesem Brief – sieht man von der letzten, nur zur Hälfte beschriebenen Seite ab – überhaupt keinen Raum, fast möchte man hinzufügen: zum Atmen. Eng und bis dicht an die Ränder drängt sich die Schrift. Die Seiten zwei und drei des Manuskripts – eine aufgeschlagene Doppelseite – fast ohne Absatz. Gäbe es nicht einen Farbunterschied der Tinten, der auf eine Unterbrechung des Schreibens hinweist, man wäre geneigt anzunehmen, der Brief sei in einem Zug geschrieben worden. Aber selbst wenn dies nicht der Fall war, präsentiert sich der Brief als massiver, nach allen Seiten abgedichteter Textblock. Zu der im Brief bekundeten Offenheit steht diese Absicherung der Briefstellerin in größtmöglichem Gegensatz.

²⁴ Johann Georg Müller: *Neuester Briefsteller für alle Fälle im gemeinen Leben. Nebst einer Anleitung Geschäftsaufsätze zu verfertigen*. Wien 1801, S. 30. Zum Thema vgl. Heinz Drügh: „Topologie“. In: *Der Brief – Ereignis & Objekt*. Hrsg. von Anne Bohnenkamp/Waltraud Wiethölter. Frankfurt/M. 2008, S. 99–116. Dort auch das Zitat (S. 99).

VI. Fazit

Alle vorangehend besprochenen Briefe zeichnen sich dadurch aus, dass sie bestimmte Strategien entwickeln, um mit Kommunikationsschwellen umzugehen. Dazu gehört auch die unterstellte Abwesenheit solcher Schwellen. Auch sie wird, als Glücks- und Sonderfall, eigens reflektiert. Das Vorhandensein bzw. die Abwesenheit von Kommunikationsschwellen ist nicht allein den Verhältnissen geschuldet, in denen die einzelnen Briefpartner zueinander stehen. Vielmehr kommen bestimmte, die Kommunikation selbst betreffende Überzeugungen, Annahmen und Voraussetzungen hinzu, die das kommunikative Verhalten von vornherein beeinflussen und steuern. Kommunikation an sich wird als problematisch angesehen. Mitunter werden derartige Schwellen in den Texten explizit thematisiert. In dem Brief Hardenbergs geht die Skepsis, die er der epistolaren und – allgemeiner – der schriftlichen Kommunikation entgegenbringt, so weit, dass er dem Schriftstück nicht mehr zutraut, als dem Freund ein Zeichen des Gedenkens zu geben. Auch Dorothea Veit verweist, indem sie auf ihre Offenheit insistiert, auf das Vorhandensein einer Kommunikationsschwelle, die in diesem Fall durch die Situation tatsächlich gegeben war. Nötig wird eine solche Beteuerung nur, wenn angenommen werden muss, dass das eigene Schreiben dem Verdacht der Unaufrichtigkeit ausgesetzt ist. Der Code, zu dem das Merkmal der Offenheit gehört, reflektiert das Problem der Kommunikationsschwelle jedoch nicht nur. Er wird hier vielmehr strategisch eingesetzt, um das Hindernis als solches sichtbar zu machen. Damit wird es außer Kraft gesetzt, ohne dass dies allerdings den Erfolg der Kommunikation garantieren würde. In dem Brief Friedrich Schlegels an Caroline Schlegel tritt die real existierende Kommunikationsschwelle – die Neigung Schlegels zu seiner Schwägerin – in dem Nebeneinander disparater Elemente und Tonlagen zutage. Die indirekte, andeutende oder uneigentliche Rede, derer Schlegel sich bedient, beruht indes gerade auf der Annahme, dass ein untergründiges Einverständnis die direkte Rede erübrigt. Von diesem Einverständnis, wenn es je bestanden haben sollte, ist in dem Brief Caroline Schlegels an Friedrich nicht mehr viel zu erkennen. Im Gegenteil: Schlegel wird ein dreifaches Miss- oder Nichtverstehen vor Augen geführt: das von Schelling, das von Tiecks *Sternbald* und das von Caroline Schlegel selbst (in der Sache Henriette Mendelssohn). Auch dass der Brief gerade sein Nicht-Verstehen thematisiert und damit das Vorhandensein einer Kommunikationsschwelle sichtbar macht, ist von Schlegel nicht verstanden worden. Dass das Kommunikationsmedium Liebe nicht nur in intimen, sondern auch in freundschaftlichen Beziehungen eingesetzt wird, um die Abwesenheit von Kommunikationsschwellen zu signalisieren, führen die zwischen Hardenberg und Caroline Schlegel gewechselten Briefe vor. Die Codierung der Freundschaft im Medium Liebe erfolgt aufgrund der kommunikationstheoretischen Annahme, dass Liebe wechselseitiges Verstehen allererst ermöglicht. In der Liebe, so wie sie in dem Briefwechsel in Erscheinung tritt, fallen Diskurs und Metadiskurs zusammen. Wenn die Liebe von beiden so oft thematisiert wird, dann geschieht das immer auch, um das gefühlte Einverständnis zu affirmieren und zu reproduzieren.

Der Brief als soziales Medium. Körperlichkeit, gegenwärtiges Erleben und epistolare Vermittlung in den Briefen des Grüninger Kreises an Novalis

Abstract

Der Beitrag liest die Briefe der Korrespondentinnen des Grüninger Kreises – Jeannette Danscour, Friederike von Mandelsloh, Caroline von Kühn, Sophie von Kühn – an Friedrich von Hardenberg aus einer praxeologischen Perspektive und fragt danach, wie sich diskursive, soziale und materiale Praktiken in den Briefen spiegeln, die sich als Versuche körperlich-räumlicher Distanzüberwindung darbieten. Drei Aspekte werden dabei unterschieden und näher untersucht: Die Situierung des Schreibens in der Bezugnahme auf Schreiborte und Schreibgegenwarten (1), Formen und Funktionen kollaborativen Schreibens (2) und die Simulation körperlicher Nähe in Gesten der Stellvertretung und durch materielle Briefbeigaben (3). Dabei erweist sich der Brief als soziales Medium, das Konfigurationen verbaler und non-verbaler Distanzkommunikation ausbildet, die sich unter technisch veränderten Vorzeichen in ähnlicher Weise in den Sozialen Medien der digitalen Gegenwart wiederfinden.

Während sich die Romantikforschung schon früh für den Brief als bevorzugtes Medium der diskursiven wie performativen Ausbildung des romantischen Subjekts interessierte,¹ ist dies jedoch lange Zeit nahezu ausschließlich mit Blick auf solche Briefschreiber:innen geschehen, die sich auch als Schriftsteller:innen betätigt haben und deren Werk etablierter Gegenstand literaturwissenschaftlicher Forschung ist.² Aus der Gruppe der Freund:innen Friedrich von Hardenbergs aus Grüningen in Thüringen hat niemand überlieferte literarische Werke verfasst oder veröffentlicht. Forschungsbeiträge, die sich ausschließlich und gezielt mit den aus Grüningen überlieferten Briefen an von Hardenberg beschäftigen, liegen bisher keine vor. Die Korrespondenz des sog. Grüninger Kreises mit Novalis weist mithin einige Besonderheiten auf, die es bei deren Untersuchung zu berücksichtigen gilt. So sind aus dem Briefwechsel zwischen Friedrich von Hardenberg und dem Grüninger Kreis, zu dem die Gouvernante Jeannette Danscour sowie die Schwestern Friederike von Mandelsloh, Caroline von Kühn und Sophie von Kühn gehörten,³ nur die Briefe überliefert, die Novalis aus Grüningen erhalten hat. Seine Korrespondenz gilt seit 1925 als verschollen oder verloren,⁴ eine Dokumentation seiner Briefe gibt es nicht. Von dem dialogischen Austausch sind mithin nur noch die an Novalis gerichteten epistolaren Zeugnisse vorhanden, die im folgenden Beitrag näher betrachtet werden. Die hauptsächlich von den Frauen der Familie von Kühn überlieferten Briefe sind ferner anders zu lesen als die gelehrten

1 Vgl. dazu die sicher wichtigste und früheste Studie von Karl Heinz Bohrer: *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. München, Wien 1987.

2 Dies gilt neben der o.g. Monografie von Karl Heinz Bohrer (*Der romantische Brief*) noch in nahezu gleichem Maße für den Sammelband von Selma Jahnke/Sylvie Le Moel (Hrsg.): *Briefe um 1800. Zur Medialität von Generation*, Berlin 2015.

3 Vgl. Richard Samuel: Erläuterungen des Herausgebers. In: Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*, Bd. 4. Hrsg. von Paul Kluckhohn/Richard Samuel, Stuttgart 1975, S. 705 (nachfolgend zitiert als ‚HKA‘). Die Briefe des Hauptmanns von Rockenthien sind verschollen.

4 Ebd., S. 704.

Briefwechsel, die zwischen Dichterfreund:innen und Arbeitskolleg:innen der romantischen Zirkel ausgetauscht wurden – etwa zwischen Friedrich, August Wilhelm und Caroline Schlegel in Korrespondenzen mit Novalis, Friedrich Schleiermacher oder Dorothea Veit. Stehen in diesen Korrespondenzen neben Freundschaftsbekundungen und Berichten alltäglicher Begebenheiten theoretische, philosophische und poetologische Fragen und der intellektuelle Austausch über die neuesten Publikationen, Journale und eigene geplante Arbeiten im Vordergrund, die meist das Interesse der Philologie auf sich ziehen, spielen philologische Gegenstände im epistolaren Austausch zwischen von Hardenberg und dem Grüninger Kreis keine Rolle. Die auf Foucault zurückgehende Unterscheidung, dass Privatriefreie zwar eine:n Schreiber:in, aber keine:n Autor:in haben,⁵ kommt bei diesen Briefen insofern besonders deutlich zum Tragen, als die Briefschreiberinnen, um die es hier gehen soll, nicht zugleich auch Autorinnen sind. Anders verhält es sich mit Briefen von solchen Personen, die als Autor:innen schreiben und publizieren; sie verhandeln meist auch Gegenstände und Themen, die in Bezug zu ihrer Autorschaft und ihren Veröffentlichungen stehen und machen so das Angebot, als Paratexte ihrer Werke gelesen zu werden. Während Briefe, die etwa der Korrespondenz mit Verlegern oder dem Austausch über gemeinsame Arbeitsprojekte mit Dichterkolleg:innen dienen, wie im Schlegel- und *Athenäum*-Kreis, auch Beziehungsarbeit leisten, besteht die Funktion der aus Grüningen an Novalis gerichteten Briefe nahezu ausschließlich darin, Beziehungen zu gestalten und zu erhalten.⁶ Thema und Gegenstand dieser Briefe sind damit insbesondere alltägliche Begebenheiten, aktuelle Lebenssituationen sowie familiäre und freundschaftliche Verhältnisse. Damit weisen sie einige Gemeinsamkeiten mit dem Billet auf, schildern jedoch im Unterschied zum Billet die Begebenheiten meist in größerer Ausführlichkeit und sind nicht allein auf die aktuelle Mitteilung eines einzelnen Ereignisses gerichtet, sondern berichten von verschiedenen Neuigkeiten und Situationen aus dem Umfeld der Familie. Die Beziehung zwischen von Hardenberg, dem Empfänger der Briefe, und den Korrespondentinnen des Grüninger Kreises wird mithin in den Briefen beständig thematisiert, reflektiert und performativ gestaltet.⁷ Dabei ist der Brief neben dem Tagebuch das zentrale Medium bürgerlicher Schreibpraktiken, die sich im 18. Jahrhundert herausgebildet haben und den „Schriftlichkeitshabitus“ des bürgerlichen Subjekts prägen.⁸ Der Briefwechsel stellt aus sozialwissenschaftlicher Perspektive, so Reckwitz, „ein konstitutives Element der – freundschaftlichen, ehelichen und sozialisatorischen – Intimsphäre und der – wirtschafts- wie bildungsbürgerlichen – Arbeitssphäre“⁹ dar.

5 Vgl. Michel Foucault: Was ist ein Autor? In: *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Hrsg. von Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matias Martinez/Simone Winko. Stuttgart 2000, S. 198–229, hier S. 211 sowie hierzu Norman Kasper/Jana Kittelmann/Jochen Strobel/Robert Vellusig: Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs. Zur Einführung. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*. Hrsg. von dens. Berlin, Boston 2021, S. 1–20, hier S. 13.

6 Vgl. zu diesen Funktionen z.B. Kasper/Kittelmann/Strobel/Vellusig: Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs. Zur Einführung, S. 6.

7 Vgl. dazu Renate Stauf: Zwischenräume: Briefpartnerschaften, Medien und Materialien. In: *Schreibprozesse im Zwischenraum. Zur Ästhetik von Textbewegungen*. Hrsg. von Jennifer Clare [u.a.]. Heidelberg 2018, S. 111–114.

8 Vgl. Andreas Reckwitz: *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Überarbeitete Neuauflage, Berlin 2020, S. 177.

9 Ebd.

Die vorliegende Briefkorrespondenz des Grüninger Kreises mit Novalis soll mithin aus einer praxeologischen Perspektive gelesen und daraufhin befragt werden, wie sie eine Beziehungspraxis stiftet und eine sich in bestimmten sozialen Konstellationen ausbildende Subjektkultur der frühen Moderne dokumentiert. Diese praxeologische Perspektive unterscheidet sich von einer ideengeschichtlichen, die Konzepte weiblicher Subjektivität um 1800 selten in ihrer alltagsweltlichen Verankerung zu fassen versucht, sondern die – meist aus männlicher Perspektive entworfenen – Ideen einer ästhetisierten Weiblichkeit zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht.¹⁰ Ein zentraler methodischer Referenzpunkt meines Beitrags bildet Andreas Reckwitz' Modell der Subjektkulturen der bürgerlichen Moderne, wie er es vor allem in seiner Studie *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne* entfaltet. Darin unterscheidet Reckwitz drei soziale Handlungsfelder, auf deren Basis sich die Subjektkulturen der bürgerlichen Moderne in besonders prägnanter Weise formatieren: Die Arbeit, die privaten Beziehungen und die mediengebundenen Technologien des Selbst.¹¹ Zwei dieser Felder – jenes der freundschaftlichen und intimen Beziehungen und jenes der schriftbasierten Selbsttechnologie – überkreuzen sich im Briefwechsel des kollaborativen Schreibens im Grüninger Kreis in besonders exemplarischer Weise. Im Fall der Erzieherin Jeannette Danscour spielt sogar das dritte soziale Feld – die Arbeit – mit in den Komplex sozialer Praktiken hinein. Zwar geht Reckwitz in einem eigenen Kapitel ausführlich auf die Ausdifferenzierung und Normierung der Geschlechterrollen im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein,¹² in den Ausführungen zu den bürgerlichen Praktiken des Schreibens und den schriftbasierten Selbsttechnologien findet hingegen keine geschlechterdifferenzierte Betrachtung statt. Von diesem Befund ausgehend möchte ich die Briefe aus Grüningen als Dokumente eines weiblichen Schreibens um 1800 lesen, deren Betrachtung die sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse zur Schreib- und Subjektkultur des 18. Jahrhunderts¹³ bereichern, differenzieren und ergänzen kann. Von Interesse sind die konkrete räumlich und sozial organisierte Schreibsituation der Frauen, über die die Briefe Auskunft geben, die Themen und Gegenstände, über die berichtet wird, sowie die sich darin artikulierende Motivation des Briefschreibens. Dabei möchte ich die Briefe als Versuche begreifen, räumliche Distanz performativ zu überbrücken und unmittelbare körperliche Nähe und Präsenz mitteilbar und erlebbar zu machen. Ein forciertes Subjektbewusstsein sowie die Konstruktion eigener Subjektivität auf der Grundlage intersubjektiver Beziehungen wird in diesen Briefen weniger über Innerlichkeit und die einsame Tätigkeit des Schreibens erreicht,¹⁴ sondern vielmehr über Schreibformen, die die eigene Situierung in einer alltagsweltlichen und sozialen Umwelt thematisieren

10 So z.B. in dem psychoanalytisch grundierten Beitrag von Gail M. Newman: Das poetische Subjekt, der „intermediäre Raum“ und die Ästhetisierung der Frau. In: *Novalis. Poesie und Poetik*. Hrsg. von Herbert Uerlings. Tübingen 2004, S. 172–184, in dem Sophie von Kühn oder die anderen Frauen aus Novalis' Umfeld kein einziges Mal zitiert werden.

11 Reckwitz: *Das hybride Subjekt*, S. 29.

12 Vgl. das Kapitel „Die Hegemonie des bürgerlichen Subjekts: Die Distinktion gegen das Primitive und der Dualismus zwischen Öffentlichkeit/Männlichkeit und Privatem/Weiblichkeit (19. Jahrhundert)“ in Reckwitz: *Das hybride Subjekt*, S. 249–281.

13 Für die Kulturen und Praktiken weiblichen Lesens um 1800 hat dies der Band von Luisa Banki/Kathrin Wittler (Hrsg.): *Lektüre und Geschlecht im 18. Jahrhundert. Zur Situativität des Lesens zwischen Einsamkeit und Geselligkeit*. Göttingen 2020 eindrücklich herausgearbeitet.

14 Vgl. dazu Reckwitz: *Das hybride Subjekt*, S. 167.

und reflektieren, Praktiken eines gesellschaftlichen Miteinanders in Formen kollaborativen Schreibens übersetzen¹⁵ und die körperliche Nähe des unmittelbaren, nicht schriftlich-vermittelten Austauschs zu simulieren versuchen.

Alle diese Aspekte des Briefwechsels, so die These, zielen auf die Simulation von Unmittelbarkeit. Der Brief als eine Kommunikationsform, die Mitteilungen zwischen Korrespondenzpartner:innen vermittelt Schrift und materieller Textträger¹⁶ über Boten und postalische Transportwesen zeitverzögert einem Adressaten zustellt,¹⁷ scheint der Unmittelbarkeit gleich auf mehreren Ebenen – Material, Bote, Zeit – entgegenzustehen. Unmittelbarkeit und epistolare Vermittlung erscheinen so zunächst als ein geradezu paradoxes Begriffspaar. An der Briefkorrespondenz des Grüninger Kreises mit Friedrich von Hardenberg möchte ich die Frage verfolgen, wie epistolare Strategien zur Simulation von Unmittelbarkeit entwickelt und eingesetzt werden und wie dabei schriftbasierte Technologien des Selbst mit Praktiken der Intimbeziehung korrelieren.¹⁸ Die nachfolgend aufgezeigten und diskutierten Aspekte werden nicht als exklusive Merkmale eines weiblichen Schreibens aufgefasst, sie werden jedoch in ihrer besonderen Beziehung auf Geschlecht betrachtet und auf die Ausbildung spezifischer Schreibpraktiken vor dem Hintergrund weiblicher Lebensrealitäten hin befragt. Anhand von drei Aspekten möchte ich aufzeigen, wie die Briefe auf die mediale Simulation von Unmittelbarkeit angelegt sind und welche Konsequenzen dies für die sich darin artikulierende und konstituierende Subjektkultur hat: (1) Die Situierung des Schreibens durch Bezugnahmen auf den Schreibort und die aktuelle Schreibgegenwart, (2) Formen des kollaborativen Schreibens, die das dialogische Moment des Briefes auf die Gruppe der Absender:innen erweitern, und schließlich (3) die Simulation körperlicher Nähe durch Gesten der Stellvertretung und durch materielle Briefbeigaben.

I. Situiertes Schreiben: Schreiborte und Schreibgegenwarten

Die Bedeutung von Schreib- und Leseorten in der epistolaren Kommunikation der Empfindsamkeit hat Jana Kittelmann jüngst herausgearbeitet. Kittelmann fragt aus einer kulturhistorischen Perspektive, welche Räume in bestimmten Epochen in Briefen Konjunktur hatten und ob sich andere überzeitliche topographische Konstellationen ausbilden.¹⁹ Während Kittelmann unter anderem den Garten betrachtet, der nicht

15 Vgl. dazu Jennifer Clare: Zusammen schreiben, zusammen leben? Zwischenräume von Schreiben und Leben in kollaborativen Schreibprozessen. In: *Schreibprozesse im Zwischenraum. Zur Ästhetik von Textbewegungen*. Hrsg. von ders. [u.a.]. Heidelberg 2018, S. 85–98.

16 Vgl. Sarah Schmidt: Art. Brief. In: *Handbuch Literatur und Materielle Kultur*. Hrsg. von Susanne Scholz/Ulrike Vedder, Berlin, Boston 2018, S. 392–394 oder Katrin Henzel: Materialität des Briefs. In: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig [u.a.]. Berlin, Boston 2020, S. 222–231.

17 Vgl. Veit Didczuneit: Postgeschichte. In: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Bd. 1: Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres. Hrsg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig [u.a.]. Berlin, Boston 2020, S. 163–186.

18 Zu dieser Konstellation der für das moderne Subjekt relevanten sozialen Felder vgl. Reckwitz: *Das hybride Subjekt*, S. 66.

19 Jana Kittelmann: Garten – Kabinett – Schlachtfeld. Räume des empfindsamen Briefes. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*. Hrsg. von Norman Kasper [u.a.]. Berlin, Boston 2021, S. 115–139, hier S. 119.

nur als realer Schreib- und Leseort fungieren kann, sondern als breit gestreuter Motivkomplex den Briefen auch einen kulturell codierten, „gemeinsamen Raum bzw. virtuellen Treffpunkt“ einschreibt,²⁰ möchte ich anhand der Briefe des Grüninger Kreises an Novalis die eher alltäglichen Schreib- und Lesesituationen in den Blick rücken, die keinen empfindsamen Rückzugsort virtueller gemeinsamer Begegnung in Briefektlüre und -niederschrift und „ästhetisch codierte[r] Schreibumgebung“²¹ bilden, sondern in einer Lebensgemeinschaft verortet sind, die teilweise an den gemeinsamen Briefdialogen mit von Hardenberg partizipiert, teilweise aber auch störend dazwischentritt.

Die lebensweltlich-materielle Situierung des Briefeschreibens wird in den Briefen des Grüninger Kreises kontinuierlich thematisiert und reflektiert. So finden sich teils kurze Briefchen von Danscour an Novalis, die eine gewisse Nähe zur Billetform unterhalten und in denen die Datierung des Briefs um die Angabe der Uhrzeiten ergänzt wird.²² An den drei Abenden vom 22. bis 24. September 1795 schreibt Jeannette Danscour einen Brief mit Mitteilungen der neuesten Begebenheiten aus der Grüninger Gesellschaft an Novalis, den sie in kürzeren Abschnitten an aufeinanderfolgenden Tagen fortsetzt und dabei jeweils die Uhrzeit neben dem Datum vermerkt: „abend um 10 Uhr“ bzw. „abends um 11 Uhr“. Im Brief vom 22. September begründet sie den Beschluss des kurzen Briefes mit der späten Stunde: „für Heute kann ich nichts mehr schreiben es ist schon spät.“²³

Mit ähnlicher Betonung ihrer Müdigkeit und dem Verweis auf die Uhrzeit schließt auch Friederike von Mandelsloh einen Brief,²⁴ einen anderen beendet sie mit dem Hinweis, es sei inzwischen so dunkel, dass sie „keinen Buchstaben mehr erkennen“²⁵ könne. Das abendliche Briefschreiben korrespondiert einerseits mit den vorausgehenden Informationen über die Ereignisse des verstrichenen Tages, deren Mitteilung nicht auf den nächsten Morgen *vertagt*, sondern noch tagesaktuell zu Papier gebracht werden soll. Andererseits gewährt der Abend nach verrichteten Arbeiten und gesellschaftlichen Verpflichtungen freie Nebenstunden, die zum Lesen und Schreiben genutzt wurden.

Aber nicht nur Lichtverhältnisse und die physische Konstitution terminieren das Briefeschreiben, auch unangemeldeter oder über Gebühr lange verweilender Besuch hindert mitunter am Schreiben von Briefen. Die anwesende Geselligkeit wird zur Last, die man zugunsten brieflicher ‚Geselligkeit‘ mit Abwesenden gerne abschütteln würde:

20 Ebd., S. 122. Am Beispiel des Gartens in den Briefen der Empfindsamkeit zeigt Kittelmann auf, wie deren Ikonographie und Anlage „intendierte[] Lektüreeerlebnisse[] und -erfahrungen“ aktivieren und unterstützen sollen. Entsprechend tragen Verfasser:innen ihren Briefen Gartenbeschreibungen als „ästhetisch codierte Schreibumgebung“ ein (ebd.). Vgl. auch Jana Kittelmann: (Brief-)Lektüren in Gärten. In: Banki/Wittler: *Lektüre und Geschlecht im 18. Jahrhundert*, S. 107–127.

21 Kittelmann: Garten – Kabinett – Schlachtfeld, S. 122.

22 Zur kurzen Form des eilig geschriebenen Billets mit seinem Verzicht auf weitschweifige Anreden und Floskeln, seiner Konzentration auf die Mitteilung von Neuigkeiten und seiner Intention der schnellen Mitteilung über kurze Strecken im Nahbereich vgl. Günter Oesterle: Billet. In: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Matthews-Schlinzig/Schuster/Steinbrink/Strobel. Bd. 1, S. 401–408.

23 Jeannette Danscour an Novalis in Tennstedt, Grüningen, den 22ten September [1795], abend um 10 Uhr. In: HKA IV, S. 399.

24 Friederike von Mandelsloh an Novalis in Tennstedt, Langensalz den 24ten Nov[ember] [17]95. In: HKA IV, S. 413.

25 Friederike von Mandelsloh an Novalis in Weissenfels, Jena den 22ten Sept[ember] [1796]. In: HKA IV, S. 454.

„Caroline hat auch ein paar Zeilen an Ihnen schreiben wollen, aber es wird wohl für dieses mal nichts daraus werden weil Selmnitzens noch da sind, die wilden Teufels lassen ihr keine Ruh“²⁶, schreibt Jeannette Danscour. Und in einem anderen Brief berichtet Caroline von Kühn selbst, dass sie an einem zum Briefschreiben bestimmten Tag durch einen ganztägigen Besuch daran gehindert worden sei.²⁷

Trotz der relativen Kürze und Aktualität der Mitteilungen, läuft deren teils recht breit ausgeführte narrative Ausgestaltung der Billetform entgegen:

Sie sollen gleich hören was ich meine, horchen Sie Hoch auf, und faßen es recht was ich da erzehlen werde: Heute früh sitze ich in meiner Stube und trinke mein Täßgen Kaffe so recht behaglich – da kömmt die gnädige Frau wie gewöhnlich zu mir herein, setzt sich mir gerade an den Tisch nüber, und nachdem sie mir einen guten Morgen gewünscht, und wir so alleine sind so fragt sie mich ob ich es wüßte das der junge Herr von Hering aus Ufdrung in Clingen wer[.]²⁸

Solche umfangreichen, detaillierten Schilderungen der Alltagsroutinen sollen ein möglichst unmittelbares Vor-Augen-Stellen der Situation bewirken und den Briefempfänger an den Ereignissen auf diese Weise teilhaben lassen.

Über die Briefe erhält man dabei nicht nur Einblicke in die soziale, sondern auch in die materielle Situation der Schreiberinnen. „[A]ch! Das ist eine Pappiernoht, ja ja!“²⁹ klagt Danscour im Oktober 1795. Die Knappheit des verfügbaren Papiers zwingt zu kurzer Mitteilung, aber auch das vergebliche Warten auf einen Boten zögert das Schreiben und Versenden von Briefen hinaus oder ermöglicht die Fortsetzung bereits begonnener oder abgeschlossener Briefe.³⁰ Schreiben und Versenden von Briefen sind mithin nicht zu trennen von materiellen und ökonomischen Praktiken, wie dem Besorgen von Schreibpapier, dem Bestellen von Boten und dem Reservieren zeitlicher Freiräume zwischen anderen, den Tag füllenden Tätigkeiten der Hauswirtschaft, der Handarbeit oder der Geselligkeit. Diese mit dem Briefschreiben konkurrierenden oder interferierenden Tätigkeitsfelder werden in den Briefen selbst thematisch. Dadurch bleibt der Brief nicht zeit-, raum- und gesellschaftsenthobenes Medium der Mitteilung von Gedanken oder Begebenheiten, sondern wird zu einem Medium der Schriftlichkeit, das in seiner Verwobenheit mit bürgerlichen³¹ Alltagspraktiken selbstreflexiv wird. So werden zum Beispiel gleichzeitig und in unmittelbarer räumlicher Nähe zum Briefschreiben ausgeführte Tätigkeiten anderer im Raum anwesenden Personen mitgeteilt: etwa das Stricken der Weste für Novalis, das Sophie von Kühn ausführt, während Danscour und Caroline von Kühn an Novalis schreiben.³² Der Empfänger des Briefes ist auf diese Weise gleich mehrfach Adressat der im Raum stattfindenden Aktivitäten.

26 Jeannette Danscour an Novalis in Weissenfels, Grüningen, 11. Oktober 1795, Sonntag. In: HKA IV, S. 401.

27 Caroline von Kühn an Novalis in Tennstedt, Grüningen, Ende Mai 1795. In: HKA IV, S. 380.

28 Jeannette Danscour an Novalis in Tennstedt, Grüningen, den 22ten September [1795], abend um 10 Uhr. In: HKA IV, S. 399.

29 Jeannette Danscour an Novalis in Weissenfels, Grüningen, 11. Oktober 1795, Sonntag. In: HKA IV, S. 400 f., hier S. 401.

30 Jeannette Danscour/Caroline von Kühn/Sophie von Kühn an Novalis in Weissenfels, [Grüningen, c. 15. Oktober 1795]. In: HKA IV, S. 401 f., hier S. 401.

31 Die Familien von Kühn und von Hardenberg gehören zwar dem Adel an, ihre Lebensvollzüge und gesellschaftlichen Interaktionen bewegen sich jedoch im Kontext der sich herausbildenden bürgerlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts und sind von dieser nicht zu trennen.

32 Brief von Jeannette Danscour/Caroline von Kühn/Georg von Kühn an Novalis in Weissenfels. In: HKA IV, S. 418–420, hier S. 419.

Auch das Empfangen von Briefen des Korrespondenzpartners wird immer wieder zum Thema. In solchen ‚Briefempfangsszenen‘ werden Situation und Umstände geschildert, unter denen der nun beantwortete Brief des Freundes eingetroffen ist und welche Reaktionen er bei den Empfänger:innen ausgelöst hat. Einen mit den Schwestern verfassten Brief etwa schließt Jeannette Danscour, nachdem sie zuvor die Feder bereits mehrmals mit Sophie und Caroline getauscht hat, mit der Mitteilung, dass während des Schreibprozesses ein Brief von Hardenberg eingetroffen ist, auf den sie zum Abschluss ihres Briefes noch dankend Bezug nehmen: „in dem augenblick hab ich Ihren lieben Brief erhalten, wir freuen uns alle Herzlich über die gute Nachricht Ihres allerseitigen wohlgergehens“³³.

Aber auch die konkreten räumlich-sozialen Umstände und deren Auswirkung auf die Situierung im Raum und die eingenommene Schreibhaltung werden in einzelnen Briefen thematisch und zeigen, wie weit Praktiken weiblichen Schreibens von einer Idealkonstellation eingeübter Körpertechniken in geeigneter räumlicher Ausstattung abweichen können und stattdessen in komplexe Praktiken der Fürsorge und der Arbeit eingebunden sind. So thematisiert die Gouvernante Jeannette Danscour in einem von der Forschung auf Mitte November 1796 datierten Brief an Friedrich von Hardenberg ihre konkrete körperliche Position bei der Niederschrift des Briefes, die sich in der schlecht leserlichen Schrift materialisiert: „meine liebe Mimi ist noch immer krank sie hat Heute ein brechmittel eingenohme sie liegt in dem ich diese unleserliche Zeillen schreibe auf meinen Schoß“³⁴. Die Care-Aufgabe bei der Betreuung des kranken Kindes³⁵, das Schreiben in Anwesenheit anderer und die körperliche Schreibsituation mit dem auf dem Schoß der Schreiberin ruhenden Körper der Kranken interferieren mit den eingeübten körperlichen Gesten des Schreibens und schränken die Führung der Feder mit der Hand ein. Über solche Mitteilungen wird eine Situation weiblichen Schreibens greifbar, die es erlaubt, den in der Soziologie als Folge der sich verbreitenden Kulturtechnik der Schrift beschriebenen „Schriftlichkeitshabitus“³⁶ des bürgerlichen Subjekts im 18. Jahrhundert differenzierter zu betrachten. Während die Soziologie von „Aktivitäten des einsamen Lesens und Schreibens“³⁷ ausgeht, die eine „Selbstregulierung körperlicher Bewegungen“³⁸ und damit eine körperliche Disziplinierung durch den Akt des Schreibens bewirken, sind diese soziokulturellen Modelle der Schriftkultur dahingehend zu erweitern, dass hier in den häuslich-familiären Alltag eingebettete Formen des Schreibens sichtbar werden, die eine komplexe körperliche Interaktionen von sozial-caritativen Praktiken des Haltens, Tagens und Pflegens und ausgeübter Schreibtechnik ausbilden.

II. Kollaboratives Schreiben

In obigen Zitaten bildet sich eine Schreibsituation ab, die der Grundannahme der einsamen Tätigkeit des Schreibens zuwiderläuft und die sozial-gesellige Verankerung

33 Jeannette Danscour/Caroline von Kühn/Sophie von Kühn an Novalis in Weissenfels, [Grüningen, c. 15. Oktober 1795]. In: HKA IV, S. 401 f., hier S. 402.

34 Jeannette Danscour an Novalis in Weissenfels, [Grüningen nach Mitte November 1796]. In: HKA IV, S. 460.

35 Wilhelmine von Rockenthien, vier Jahre alt.

36 Reckwitz: *Das hybride Subjekt*, S. 177.

37 Ebd., S. 168.

38 Ebd., S. 170 f.

des Briefschreibens zu Tage treten lässt. Im Fall der in Grüningen verfassten Briefe bedeutet dies nicht nur, dass während des Briefschreibens andere Personen im Raum anwesend sind und mit diesen interagiert wird, es bedeutet vielmehr auch, dass das Schreiben der Briefe gemeinschaftlich erfolgt.

Bisweilen sitzen mehrere Frauen im Raum beisammen und schreiben simultan Briefe an Friedrich von Hardenberg. Der augenblickliche frustrierte Abbruch einer solcherart parallel begonnenen Niederschrift wird in einem Brief von Jeannette Danscour mitgeteilt und der missglückte Schreibversuch in eine stellvertretende Mitteilung von Grüßen überführt, die sie am Ende ihres Briefes hinzufügt: „Caroline welche an Ihnen zu schreiben angefangen würft die Feder weg und bittet mich Ihnen viele Complimente von ihr zu sagen, indem sie für itz nicht im Stande were einige Zeilen zu articuliren – – –“.³⁹ Eine Schreibhemmung und die Widerständigkeit des Materials entladen sich im ennuyierten Wegwerfen des Schreibinstruments. Die abgebrochene Schreibszene findet ihre schriftliche Darstellung in einem parallel stattfindenden zweiten Schreibakt, der den missglückten Schreibversuch substituiert.

In verschiedenen Briefen übernimmt die Gouvernante Jeannette Danscour das Briefschreiben für die Kinder, insbesondere für Sophie. Zur Evokation einer möglichst lebendigen, unmittelbaren Wiedergabe der von Sophie aufgetragenen Mitteilungen bedient sie sich in einem Brief aus dem Sommer 1795 zunächst der szenisch-dialogisch gestalteten wörtlichen Rede. Nach einem Gedankenstrich wechselt sie in die indirekte Rede, behält aber in dem sich über 14 gedruckte Zeilen hinweg ergießenden Satz den Duktus der mündlichen Rede bei.⁴⁰

Die dialogische Kommunikationssituation aus Briefschreiberin und Briefempfänger wird auf diese Weise zu einer größeren Konstellationen von Kommunikationspartner:innen erweitert, die teilweise abwesend sind, teilweise aber auch gleichzeitig anwesend und Distanzkommunikation mit abwesenden Briefpartner:innen durch gemeinsame Nahkommunikation kollaborativ gestalten. Die allgemeine Erkenntnis der Brieftheorie und der Theorien der Schriftlichkeit, wonach „das Schreiben [...] nicht an das Hier und Jetzt einer gemeinsamen Kommunikationssituation gebunden“⁴¹ und damit durch eine „Zerdehnung der Sprechsituation“ aufgrund „fehlende[r] Kopräsenz“⁴² gekennzeichnet sei, ist so mit Blick auf den Grüninger Kreis zu relativieren. Zwar gilt die Distanzkommunikation zweifelsohne weiterhin für den Briefempfänger, geschrieben wird aber häufig gemeinschaftlich in einer ganzen Gruppe von Verfasserinnen, meist sind es ausschließlich Frauen, die sich von Absatz zu Absatz den Briefbogen weiterreichen. Auf diese Weise schreibt sich ein dialogisches Moment, das aus einer gemeinsamen Kommunikationssituation erwächst, in die Briefe ein und unterläuft monologische Distanzkommunikation. In diesen teils raschen Schreiber:innen-Wechseln nehmen die Korrespondent:innen aufeinander und auf

39 Jeannette Danscour an Novalis in Weissenfels, Grüningen den 4. März [17]96. In: HKA IV, S. 426–428, hier S. 428.

40 Vgl. Jeannette Danscour/Hauptmann von Rockenthien an Novalis in Tennstedt, Montag Nachmittag [Grüningen, den 6 Juli 1795], HKA IV, S. 382 f., hier S. 382 f.

41 Vgl. Kaper/Kittelmann/Strobel/Vellusig: Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs, S. 6.

42 Konrad Ehrlich: Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: *Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation I.* Hrsg. von Aleida Assmann/Jan Assmann/Christof Hardmeier. München 1983, S. 24–43, hier S. 38.

vorausgehend Geschriebenes Bezug, sodass Lesen und Schreiben zu geradezu ineinander verschränkten Prozessen werden.⁴³ Lesen des zuvor Geschriebenen und unverzügliches, schreibendes Kommentieren der Vorrednerin greifen ineinander. Auf diese Weise wird die schriftliche Dialogizität des Briefes, die zwischen zwei räumlich voneinander getrennten Briefpartner:innen erfolgt, auf die im Raum gleichzeitig Anwesenden und kollaborativ Schreibenden ausgedehnt. Die gemeinsame Kopräsenz der Verfasser:innen in einem Raum lässt eine Schreibsituation erahnen, in der sich schriftlicher und mündlicher Austausch unmittelbar überkreuzt haben dürften. Damit hat der Grüninger Kreis Schreibweisen und Schreibstrategien ausgebildet, in denen sich die engen Beziehungen und Interaktionen im familiären Kreis spiegeln.

Das mehrstimmige Abfassen von Briefen dient dabei nicht nur der Ergänzung und Erweiterung von informativen Mitteilungen durch die unterschiedlichen Verfasserinnen. Bisweilen wird die gleiche Information mehrfach von verschiedenen Korrespondentinnen wiederholt, das Wechseln der Feder hat damit die persuasive und assertorische Funktion der Verstärkung und Versicherung und dient der Überzeugung des Briefempfängers durch ein mehrmaliges Bezeugen derselben Aussage. So informiert in einem Brief vom 21. März 1796 zunächst Jeannette Danscour Novalis über den gebesserten Gesundheitszustand seiner Verlobten Sophie von Kühn, ehe Caroline von Kühn die Aussage bestätigt und sogar auf Eberhard als einen weiteren, männlichen Zeugen dieser Nachricht verweist (vgl. Abb. 1).⁴⁴

43 Dies gilt zwar grundsätzlich für die Schriftlichkeitskultur der bürgerlichen Moderne, in der „das routinierte Abwechseln von lesenden und schreibenden Tätigkeiten“ (Reckwitz: *Das hybride Subjekt*, S. 177) selbstverständlich ist, selten ist dies jedoch so eng als unmittelbar antwortendes Schreiben aufeinander bezogen. Eine Besonderheit der von mehreren Verfasser:innen geschriebenen Briefe ist auch, dass die Verfasser:innen der Texte, auf die unmittelbar schreibend Bezug genommen wird, zeitgleich im Raum anwesend sind.

44 Jeannette Danscour/Caroline von Kühn/Sophie von Kühn/Friederike Mandelsloh an Novalis in Weissenfels, [Grüningen,] Montag den 21ten März [1796]. In: HKA IV, S. 430 f., hier S. 430: „Auch ich kann es versichern daß sie sich recht wohl befindet und wenn Ihnen unsere beyde versicherungen noch nicht genug sind, so weiß ich Sie gleich auch an Eb[h]arden“.

Montag den 21ten März

Leopolden gnade bei hartenberg!

In aller gottseligkeit habe ich die ferner danckfollen
ganz und gnade zu kriegen, das bößgen die bößer
bedeutet also ich - und kienigst aus die - dann so gut
ich nicht nur diese das - und ich habe dann so ganz
wie man den - dann still ich aus dater pflichten - also
bößgen ist unklar, und nicht so ganz das - und dann
ich so nicht so weit eingezogen, das so mit ihrer beweis
für diese mal nicht zu sagen. Ich so diese ich so diese
das kienigst zu diesen gottgen haben - und dann die wie
nicht klar bei allen, wenn so diese bei die, also an Ebert
auch ich kann so verstehen, das die ich nicht wohl besüßel und wenn diese
wird nicht verstehen, nicht ganz, das so diese die ich nicht an
klaren. Ich habe nicht, nicht ich, nicht diese, nicht diese, nicht diese
zu verstehen wie so diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese
sich nicht, wenn ich habe ich nicht über die, nicht diese, nicht diese
ganz, das die ich alle, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese
nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese
dadurch, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese

Wenn kommt ich nicht die, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese
das ich so nicht, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese
nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese
nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese
nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese
nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese, nicht diese

Abb. 1: Brief vom 21. März 1796 von Jeanette Danscour, Karoline von Kühn, Sophie von Kühn und Friederike Mandelsloh an Friedrich von Hardenberg, Freies Deutsches Hochstift/ Frankfurter Goethe-Museum, Hs-11914.

Zu dieser Versicherung kommt es jedoch zumindest in dem Brief nicht, da als nächstes Sophie selbst zur Feder greift und die Beteuerungen ihrer Schwester nicht nur bestätigt, sondern in der Betonung ihres momentanen Wohlbefindens noch überbietet. Die Assertionen bilden dabei zugleich eine Klimax von der Mitteilung, „daß Söphgen sich beßer befindet“ (Danscour) über „daß sie sich recht wohl befindet“ (Caroline von Kühn) zu „ich wüßte die Zeit nicht daß ich so wohl gewessen wäre wie jetzo“ (Sophie von Kühn).⁴⁵ Sophies eigenes Schreiben ist zugleich der performativ erbrachte und sich in ihrer Handschrift manifestierende Beleg für ihr relatives Wohlbefinden.

Dabei ist das mehrstimmige Schreiben nicht immer so einvernehmlich. Mitunter werden auch unterschiedliche Meinungen artikuliert, es wird im Brief einander widersprochen und um die Deutungshoheit eines Sachverhalts gerungen. In einem gemeinschaftlich von Jeannette Danscour, Caroline und Georg von Kühn am 31. Dezember 1795 an Friedrich von Hardenberg gerichteten Brief berichtet Jeannette Danscour zunächst ausführlich über den schlechten Gesundheitszustand Sophie von Kühns, über die Einschätzung des herbeigerufenen Arztes sowie von der verordneten Behandlung und deren Erfolg. Nach einer Zwischenrede von Caroline von Kühn, die eine baldige Genesung Sophies in Aussicht stellt, folgt ein von Georg verfasster Abschnitt, in dem er von Hardenberg zu beruhigen versucht und die Schilderungen Jeannette Danscour als Übertreibungen relativiert: „Du würst die so sähnlich gewünschte nachricht von Sopfgen hir in dießen Briefe finden, doch ist es nicht so gefährlich wie dieße Schilterung Dein George“⁴⁶, woraufhin Danscour sich zur Rechtfertigung genötigt sieht und gleich im Anschluss beteuert: „ich habe in meiner Schilderung nichts übertrieben, sondern ganz die Sache wie sie der Hofrath gefunden Ihnen bester Herr von Hardenberg gemeldet.“⁴⁷ Die Apposition, die die Anrede um den vollen Namen mit dem Epitheton „bester“ ergänzt, verleiht der Aussage Nachdruck, mit dem gewählten Verb „gemeldet“ wird die Erfüllung einer Dienstpflicht suggeriert. In dem schriftlich niedergelegten Dialog, der sich im Schreiber:innenwechsel entfaltet, kommt dergestalt das Verhältnis zwischen den Kindern des Hauses von Kühn und ihrer Gouvernante Jeannette Danscour zum Ausdruck, das von einer unsicheren hierarchischen Ordnung geprägt ist: als Bedienstete ist Danscour dem Haus von Kühn unterstellt und zur Erfüllung der ihr auferlegten Pflichten angehalten; als Erzieherin der Kinder befindet sie sich ihnen gegenüber zugleich in einer übergeordnet-autoritären Position. Zugleich dokumentiert der Brief für den Empfänger eine Meinungsverschiedenheit zweier gleichzeitig Schreibender und überlässt die Deutung der einander widersprechenden Aussagen dem Empfänger.

Aber nicht nur an die Aussagen der Vorredner:innen knüpft man beim Weiterschreiben an. Auch das Briefschreiben selbst kann zum Gegenstand der Bezugnahmen auf vorausgehend Geschriebenes werden. Danscour etwa schließt an einen von Caroline geschriebenen Abschnitt nicht durch Bezugnahme auf dessen Inhalte oder durch Hinzufügung weiterer Informationen an, sondern durch eine spöttelnde Bewertung des

⁴⁵ Jeannette Danscour/Caroline von Kühn/Sophie von Kühn/Friederike Mandelsloh an Novalis in Weissenfels, [Grüningen,] Montag den 21ten März [1796]. In: HKA IV, S. 430 f., hier S. 430.

⁴⁶ Jeannette Danscour/Caroline von Kühn/Georg von Kühn an Novalis in Weissenfels, Grüningen den 31ten Dezember [17]95. In: HKA IV, S. 418–420, hier S. 419.

⁴⁷ Ebd., S. 419 f.

Schriftbildes ihrer Vorrednerin: „nun das ist doch eine Schmiererei die nicht schöner sein kann“⁴⁸. Diese Rüge lässt Caroline erneut zur Feder greifen und ihrerseits rechtfertigend auf den Kommentar der Erzieherin Bezug nehmen: „ich hätte sehr gern nicht so geschmirt wenn es meine Hand und Feder anders zugelaßen hätten“⁴⁹. Durch die Kommentierung der ästhetischen Qualität der Handschrift findet eine selbstreferentielle Bezugnahme auf Form und Materialität der Schrift statt. In Carolines entschuldigender Erklärung klingen die körperlichen und materiellen Umstände an, denen das schlechte Schriftbild geschuldet ist. Die Tätigkeit des Schreibens wird in ihrer Abhängigkeit von der Qualität der verfügbaren Schreibinstrumente und von einer aktuellen körperlichen Verfassung reflektiert, die sich zumindest teilweise der willentlichen Beherrschung entzieht.⁵⁰ Performanz und Materialität des Briefeschreibens treten damit in den Vordergrund und überlagern die Mitteilung von Informationsgehalten.

III. Simulation körperlicher Nähe

Was von den Schreiber:innen als störende Interferenz eines möglichst gleichmäßigen Schriftbildes erlebt wird, kann auf Seiten der Empfänger:innen auch als Spur individueller und instantaner körperlicher Präsenz der abwesenden Korrespondenzpartner:innen interpretiert werden. Rügt Jeannette Danscour in obigem Beispiel Caroline für ihre unsaubere Handschrift, so macht sie Novalis in der Nachschrift eines anderen Briefs auf die zitternden Hände aufmerksam, mit denen die kranke Sophie die vorausgehenden Zeilen geschrieben hat: „Diese Zeilen müßen Ihnen bester Hardenberg über alles werth und theuer sein, besonders wänn Sie gesehen hätten, welche Mühe es der armen gekostet sie mit ihrer Zitterten Hand nieder zu schreiben[.]“⁵¹

Mit dieser Bemerkung tritt das Schreiben als körperliche Arbeit ins Bewusstsein, die nur dem gesunden Körper scheinbar mühelos von der Hand geht, dem kranken Körper aber unter Anstrengung abgerungen werden muss. In der Schrift die körperliche Präsenz des Korrespondenten zu sehen, schließt an evolutions- und kognitionstheoretische Erkenntnisse an, wonach der Brief in erster Linie die Funktion der sozialen Beziehungsstabilisation übernehmen soll, die evolutionsgeschichtlich ursprünglich der unmittelbaren körperlichen Interaktion zukommt. Sophia Wege beispielsweise legt in einem Beitrag zu den evolutionsbiologischen Voraussetzungen der Briefkommunikation dar, dass die „physiologische Wurzel“ schriftlicher Distanzkommunikation, „über räumliche und zeitliche Distanzen hinweg soziale Kontakte aufrecht zu erhalten“, im „Drang nach körperlicher Berührung“⁵² liege. Daraus schlussfolgert sie: „Das

48 Jeannette Danscour/Caroline von Kühn/Sophie von Kühn an Novalis in Weissenfels, [Grüningen, c. 15. Oktober 1795]. In: HKA IV, S. 401 f., hier S. 402.

49 Ebd.

50 Zur Selbstreferentialität von Praktiken und dem Zusammenspiel aus Objektbezug, Intersubjektivität und Selbstreferentialität, die allen sozialen Praktiken innewohnt, vgl. auch Andreas Reckwitz: Die „neue Kulturosoziologie“ und das praxeologische Quadrat der Kulturanalyse. In: Ders.: *Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie*. Bielefeld 2016, S. 23–48, hier S. 36.

51 Sophie von Kühn/Jeanette Danscour an Novalis in Weissenfels, [Grüningen, nach dem 16. Dezember 1796]. In: HKA IV, S. 466.

52 Sophia Wege: Spuren lesen. Evolierte Voraussetzungen brieflicher Kommunikation. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*. Hrsg. von Norman Kasper [u.a.]. Berlin, Boston 2021, S. 21–37, hier S. 35.

Medium Brief war ein Medium der Berührung.⁵³ Es erscheint aus dieser Perspektive folgerichtig, dass gerade solche briefliche Kommunikation, deren Funktion nahezu ausschließlich in der Aufrechterhaltung von Beziehung besteht, genau diese mediale Schranke in Gesten unmittelbarer körperlicher Berührung zu überwinden versucht. In solchen Briefen, die in erster Linie auf der Beziehungsebene agieren, gewinnen mithin Formen der medialen und materiellen Kommunikation an Relevanz, die diese körperliche Ebene in die Schrift zurückzuholen versuchen oder die Körperlichkeit der Interaktion über die Distanz hinweg simulieren.

So wird die in den brieflichen Mitteilungen suggerierte Unmittelbarkeit zwischen Ereignis und Aufschreiben, die den Empfänger der Briefe am Geschehen teilhaben lassen soll, in Versuche materiell-körperlicher Distanzüberwindung hinein verlängert. Jeannette Danscour etwa gibt Sophie in Stellvertretung für Novalis einen Kuss und berichtet dem abwesenden Geliebten über die Ausführung des Auftrags und die Reaktion der Empfängerin *en détail*:

Ihrer geliebten Sophie habe ich den Kuß so zärtlich als möglich gegeben, und ihr gesicht sah dabey aus, als hätte sie sagen wollen, dieser Kuß in natura, were mir freilich lieber, sie gibt ihn Ihnen zwar eben so herzlich wieder zurück, und wünscht recht sehnlich, Sie so bald als möglich hier zu sehen, sie will nicht schreiben, sondern alles sparen bis Sie selbst kommen[.]⁵⁴

Durch den stellvertretenden Kuss soll die intime Berührung nicht nur imaginiert, sondern körperlich erlebbar werden; dabei wird der erotische Liebeskuss jedoch zum gleichgeschlechtlichen Freundschaftskuss transformiert.⁵⁵ Ein Ungenügen an der Abwesenheit des Geliebten bleibt mithin präsent. So führt die stellvertretende Übermittlung des Kusses geradezu folgerichtig dazu, dass auf weitere briefliche Korrespondenzen verzichtet und stattdessen auf die persönliche Begegnung ebenso gewartet wie – durch das Zurückhalten weiterer brieflicher Mitteilungen – auf ihr insistiert wird.

Eine andere Form versuchter räumlich-physischer Distanzüberwindung zwischen den Briefpartner:innen besteht in der Übersendung materieller und sogar körperlicher Beigaben. Eine ebenso intrikate wie konventionelle Geste ist dabei das Versenden einer abgeschnittenen Haarlocke. Zwischen Novalis und Sophie von Kühn wurden mehrfach Haarlocken ausgetauscht. Die Haarlocke ist dabei nicht nur ein literarisch hoch aufgeladenes Symbol⁵⁶ und beliebtes Memorabilium in der Sepulkralkultur, sie repräsentiert zugleich in besonders eindringlicher Weise die Vermitteltheit der epistolaren Versuche, körperliche Nähe zu erzeugen. Abgelöst vom Körper wird die Locke zum materiellen Artefakt, das den Abwesenden repräsentiert, sie wird mehr zur metonymischen Ersetzung des Körpers, als dass sie noch synekdochischer Teil des Körpers zu

53 Sophia Wege: Spuren lesen, S. 35. Anschlussfähig für diese Hypothese ist auch das Kommunikationsmodell von Watzlawick, Beavin und Jackson, auf das Wege (S. 25) verweist. Watzlawick/Beavin/Jackson unterscheiden zwei Modi der Kommunikation: Während die Übermittlung von Informationen problemlos zeichenbasiert vermittelt werden kann, basiert die Beziehungsebene auf einer analogen, primär körperlichen Kommunikation. Vgl. Paul Watzlawick/Janet H. Beavin/Don D. Jackson: *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien* [1967]. Bern 192017, Kap. 2.

54 Vgl. Jeannette Danscour/Friederike von Mandelsloh/Caroline von Kühn an Novalis in Weissenfels, Grüningen den 16ten April [1796]. In: HKA IV, S. 433 f., hier S. 433.

55 Zur Nähe zwischen empfindsamem Freundschaftskuss und erotischem Liebeskuss, die beide im 18. Jahrhundert quadrolabiale Lippenküsse waren, vgl. Dieter Martin: Der Freundschaftskuss im 18. Jahrhundert. In: *Rituale der Freundschaft*. Hrsg. von Klaus Manger/Ute Pott. Heidelberg 2006, S. 51–67, bes. S. 52–54.

56 Man denke etwa an die von der Göttin Iris abgeschnittene Haarlocke der Dido bei Vergil.

sein vermag. Die ambivalente Situierung der Haarlocke zwischen Abfall (man denke nur an das abgeschnittene Haar im Friseursalon) und symbolischer Aufladung wird in der kleinen Anekdote deutlich, in der Sophie ihren Verlobten von Hardenberg um eine erneute Zusendung einer Haarsträhne bitten muss, da die vormals erhaltene – sorgfältig eingewickelt in ein Stück Papier und abgelegt auf dem Schreibtisch des Bruders – unauffindbar verschwunden ist.⁵⁷

Die in der Empfindsamkeit besonders beliebte Verwendung der Locke als Liebesgabe folgt einer Affordanz⁵⁸ des menschlichen Haares, das sich zur Aufbewahrung als materiell-körperliches Artefakt losgelöst vom lebendigen Organismus anbietet. Eingefügt in die Materialien des Briefes – Papier, Tinte, Siegelwachs – ist die Haarlocke zugleich ebenfalls Materialität, die als somatisches Präparat physisch vom Sender zum Empfänger übermittelt werden kann. Sie lässt den Körper des abwesenden Menschen in ihren haptischen, optischen und olfaktorischen Qualitäten sinnlich-physisch erfahrbar werden. Das Berühren der übersandten Haare suggeriert zugleich das Erleben körperlicher Präsenz und macht die Absenz des körperlich-lebendigen Menschen, von dem sie nur ein leblos-separierter Teil ist, umso schmerzlicher bewusst. Sie suggeriert Nähe und macht zugleich die Unmöglichkeit von Nähe spürbar.

Die Haarlocke, die zu Lebzeiten als Liebesgabe fungierte, wird nach Sophie von Kühns Tod zum Zeichen der Erinnerung. Gleich mehrere Frauen aus ihrem direkten Umfeld bat Novalis um die Zusendung einer Haarlocke von Sophie. In einem Brief an Caroline Just bittet er überdies um weitere persönliche Gegenstände aus Sophie von Kühns Besitz, insbesondere um Kleidungsstücke sowie um ein persönliches Notizbuch. Wenn Novalis hier von „kleinen Schreiberreyen“ spricht, die er hofft „ohne Indiskretion“ erhalten zu können, dann macht er deutlich, dass es ihm nicht in erster Linie um den Inhalt dieser persönlichen Aufzeichnungen geht – weder in Hinblick auf intime „Bekanntnisse“ noch hinsichtlich eines möglichen literarischen Werts der Niederschriften –, sondern um den memorabilen Wert des kleinen Taschenbuches mit den Eintragungen ihrer Handschrift.⁵⁹ Schließlich behält Novalis diese persönlichen Gegenstände Sophie von Kühns nicht ausschließlich als wohlgehüteten Memorabilienschatz für sich, sondern bindet durch Weitergabe einzelner Objekte weitere Personen aus dem persönlichen Umfeld in das Gedenken mit ein. Charlotte Schiller etwa übersendet er eine Locke Sophie von Kühns:

Sie erhalten hier eine Locke meiner verewigten Freundinn. Sophie erinnerte sich oft in den letzten Tagen Ihrer Liebe und Theilnahme [...]. Dieses kleine Andenken an das köstliche Mädchen wird Ihnen gewiß lieb seyn. Möchte es Ihnen zugleich ein Beweis seyn, wie herzlich ich Sie verehere, wie unvergeßlich mir Ihr Gefühl für Söffchen seyn wird.⁶⁰

Indem Novalis auch eine Locke an Charlotte von Schiller sendet, erweitert er deren Funktionsspektrum vom organischen Gegenstand des privaten Gedächtnisses hin zu Bestrebungen, eine gemeinschaftliche Erinnerung an die Verstorbene im Kreis der gemeinsamen Bekannten zu etablieren. Über Objekte und Formen des gemeinsamen

57 Jeannette Danscour/Sophie von Kühn an Novalis in Weissenfels, Grüningen, den 12ten Füev[rier 17]96. In: HKA IV, S. 425 f., hier S. 425.

58 James J. Gibson: *Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung.* München [u.a.] 1982, bes. S. 137–156.

59 Novalis an Caroline Just in Tennstedt, Weißenfels: den 24sten März. 1797. In: HKA IV, S. 207–213, hier S. 212 f.

60 Novalis an Charlotte von Schiller in Jena, Tennstedt. D[en] 25 May. 1797. In: HKA IV, S. 228.

Erinnerns und der gemeinsamen Trauerarbeit versucht Novalis die Beziehungen unter den Hinterbliebenen zu stärken.

Erinnerungsarbeit ist dergestalt aufs Engste verwoben mit Beziehungsarbeit. Die Rahmung des übersandten körperlichen Materials durch einen begleitenden Brief, der die mit der Locke zu verbindenden Deutungsbereiche vorstrukturiert – Sophie habe sich Charlotte Schillers vor ihrem Tod erinnert, die Locke soll ihr Andenken an Sophie von Kühn sein und sie soll die Wertschätzung durch den Verfasser des Briefes bezeugen –, spiegelt komplexe Beziehungspraktiken, die im Sinne eines *doing subjects*, auf einer Koppelung von materiellen Briefbeigaben und diskursiv-epistolaren Kommunikationsformen beruhen.⁶¹

Als Memorabilium hat man schließlich aus den Haaren der Sophie von Kühn ein aufwendig gestaltetes Kreuz geflochten, das mit Goldbeschlägen in stilisierter Liliengestalt verziert ist und aus dem Privatbesitz der Familie von Kühn stammt (vgl. Abb. 2).



Abb. 2: Kreuz aus den Haaren Sophie von Kühns, Schenkung aus Privatbesitz. Foto: Fr. Seidel (Foto Gleiche, Hettstedt). Forschungsstätte für Frühromantik und Novalis-Museum Schloss Oberwiederstedt.

⁶¹ Andreas Reckwitz: *Doing subjects. Die praxeologische Analyse von Subjektivierungsformen.* In: Ders.: *Kreativität und soziale Praxis*, S. 67–81.

Es gibt keine schriftlichen Dokumente, die nähere Auskunft über Datierung und Anlass seiner Herstellung geben;⁶² es ist jedoch – nicht zuletzt aufgrund der Kreuzform – davon auszugehen, dass es sich hierbei um eine Art Reliquie handelt, die nach Sophies Tod angefertigt wurde. Die christologische Kreuzesform wird mit einer Mariensymbolik (Lilien) verbunden, die das menschliche Haar dergestalt in einen religiösen Deutungshorizont einbetten. In dem so entstehenden Materialhybrid aus Körperartefakt und Edelmetall, in dem sie in einer symbolischen Gestaltgebung miteinander verbunden sind, wird das auf die Sterblichkeit verweisende Körperartefakt durch die Schmuckelemente nobilitiert. Das fragile Haarkreuz wird durch einen Rahmen geschützt und war höchstwahrscheinlich zur Aufhängung an einer Wand in den privaten Wohnräumen bestimmt. Private Andacht (Kreuz) und persönliches Erinnern der Verstorbenen (Haare) sind solcherart untrennbar miteinander verbunden.

IV. Fazit: Der Brief als soziales Medium und die Kultur materieller Präsenz

Andreas Reckwitz entwirft das Modell einer Kulturosoziologie, die „zwischen dem Mikro-Interesse an den Details einzelner Praktiken und kultureller Objekte und dem Makro-Interesse an der Transformation der Moderne als kulturelle Formation“⁶³ mit dem Ziel pendelt, „synthetisierende Aussagen über die langfristige Entwicklung kultureller Ordnungen in der Moderne und ihrer Kulturkonflikte“⁶⁴ zu treffen. Folgt man diesem Ansatz und versucht, die aus den Briefen des Grüninger Kreises rekonstruierbaren Praktiken der privaten Beziehungen und der sich im Schreiben und Lesen von Briefen entfaltenden Technologien des Selbst in einen größeren Entwicklungshorizont der Moderne einzuordnen, so gleicht die sich hier anbietende Praxis-/Diskursformation⁶⁵ der Beziehungspflege durch (Brief-)Schreiben dem, was man etwa seit der Jahrtausendwende unter dem Begriff der *Social Media* bzw. der Sozialen Medien als eine Form vorzugsweise privater digitaler Kommunikation und Interaktion erfasst.

Die Frauen des Grüninger Kreises bedienen sich des Briefes als eines sozialen Mediums, das ihnen in erster Linie dazu dient, freundschaftliche Kontakte über die Distanz hinweg aufrechtzuerhalten, immer wieder zu erneuern und zu intensivieren. Dabei geht es vor allem um die Mitteilung ‚kleiner‘ Informationen, die neben alltäglichen Begebenheiten, Klatsch oder Reisemitteilungen immer wieder auch die momentane Situation, in der geschrieben wird, in ihren sensitiven Erlebnisqualitäten für den Empfänger vorstellbar zu machen versuchen. So werden Licht- und Witterungsverhältnisse ebenso mitgeteilt wie Tageszeiten und der persönliche Gemütszustand, von Nebentätigkeiten

62 Vgl. die knappen Angaben dazu bei Heinz Ritter-Schaumburg: *Novalis und seine Braut. Sie war die Seele meines Lebens*. Stuttgart 1986, S. 55. Der knappe Verweis in der Anmerkung, man wüsste nun, wie Sophies Haarfarbe aussah, passt zu dem chavinistischen Ton der Studie, in der mit Blick auf die erhaltenen Sophien-Portraits vor allem darüber gerätselt wird, wie Novalis ein den Bildern nach so unscheinbares Mädchen lieben konnte, und daraus eine völlig unzureichende Qualität der erhaltenen Portraits geschlussfolgert wird.

63 Reckwitz: Die „neue Kulturosoziologie“ und das praxeologische Quadrat der Kulturanalyse, S. 25.

64 Ebd. S. 27. Es geht um die Zusammenführung einer „Mikrologik des kulturellen Details in all ihrer Komplexität und die makrologische Transformation kultureller Strukturen über lange Zeiträume und größere räumliche Kontexte hinweg.“ (ebd.)

65 Zum Begriff der Praxis-/Diskursformation vgl. ebenfalls Andreas Reckwitz: *Praktiken und Diskurse. Zur Logik von Praxis-Diskursformationen*. In: Ders.: *Kreativität und soziale Praxis*, S. 49–66.

wie Handarbeiten oder Kaffeetrinken berichtet und mit anderen im Raum Anwesenden gemeinschaftlich geschrieben, um den Empfänger an der Gemeinschaft teilhaben zu lassen.

Die in Grüningen gepflegte Nutzung des Mediums Brief weist dabei bereits erstaunliche Parallelen zu heutigen digitalen Angeboten der *Social Media* auf: Beginnend mit der Mitteilung von Orts- und Zeitangaben, über aktuelle Stimmungslagen, bis hin zur Nennung gleichzeitig Anwesender und gemeinsam ausgeführter Aktivitäten, findet sich vieles in teils bereits vorstrukturierten Funktionen digitaler Applikationen wieder. Nicht nur Datum und Uhrzeit eines Posts oder Tweets werden als automatisch erfasste Informationen mit veröffentlicht, auch die Auswahl einer Gemütslage aus einem Set von Emoji-Text-Kombinationen, das Markieren von Orten oder das Taggen von Personen ist bei vielen Anbietern möglich. Kommentar- und Share- bzw. Retweet-Funktionen ermöglichen das gemeinsame Schreiben und Kommentieren. Als eine beliebte Form des Instagram-, Facebook- oder Twitter-Posts hat sich ferner die Dokumentation über den Erhalt von Briefen und Geschenken etabliert, die empfangene Post fotografisch präsentieren, den Sender markieren und adressieren.

Es geht bei all diesen Mitteilungen um die Erzeugung von Unmittelbarkeit, die die zeitliche und räumliche Distanz möglichst zu minimieren versucht. Ein zentraler medialer Unterschied, der mit den veränderten Techniken des Schreibens und Distribuierens von Nachrichten zwischen der Briefkommunikation des 18. Jahrhunderts und der digitalen *Social Media*-Kommunikation einhergeht, besteht in den digitalen Möglichkeiten zur Erzeugung virtueller audiovisueller Präsenz. Ein Medium zur Erzeugung dieser Unmittelbarkeit, ohne das sich *Social Media* heute nicht denken ließe, ist das Bild sowohl in Form der Fotografie als auch des Videos. Die Möglichkeiten der bildlichen Vergewärtigung eines abwesenden Menschen waren im 18. Jahrhundert hingegen noch sehr beschränkt. Zwar hebt Klaus Manger zu Recht die zentrale Rolle des Portraits von abwesenden Freunden im Freundschaftsbund, etwa bei Gleim, hervor,⁶⁶ und auch Sophie von Kühn ließ ihr Portrait für den Verlobten von Hardenberg anfertigen (vgl. Abb. 3).

66 Vgl. Klaus Manger: *Rituale der Freundschaft – Sonderformen sozialer Kommunikation*. In: *Rituale der Freundschaft*. Hrsg. von ders./Ute Pott. Heidelberg 2006, S. 23–49.



Abb. 3: Medaillon mit dem Miniaturbildnis Sophie von Kühns mit 27 Perlen, 2x3cm oval, aus dem Besitz von Novalis' Mutter Bernhardine Auguste von Hardenberg, Dauerleihgabe von Freiherr Friedrich von Hardenberg und Frau Elske von Hardenberg (Kanada). Foto: Christoph Sandig. Forschungsstätte für Frühromantik und Novalis-Museum Schloss Oberwiederstedt.

Diese Gemälde funktionierten jedoch grundlegend anders als das schnelle Medium der Fotografie. Während man über Foto und Video, insbesondere seit der Durchsetzung der Digitaltechnik in den vergangenen Jahrzehnten, instantan Aufnahmen machen, vervielfältigen und beliebig oft simultan versenden oder über digitale Kanäle verbreiten – und im Bewegtbild des Videocalls gar audiovisuell in Echtzeit übertragen – kann, ist das Portraitgemälde des 18. Jahrhunderts ein statisches und überzeitliches Medium. Das abwesende Gegenüber kann in seiner idealen und einmalig festgehaltenen Gestalt visuell vor Augen gestellt werden; Veränderungen, tagesaktuelles Erscheinungsbild, der spontane Ausdruck von Gefühlen und Stimmungen lässt sich jedoch nicht transportieren. Versuche einer solchen Erzeugung von Unmittelbarkeit und aktueller Nähe, die die körperlich-räumliche Distanz zu überwinden streben, bedienen sich um 1800 mithin anstatt des Bildes der materiellen Artefakte, die man einander zusendet. In beiden Verfahren geht es vordringlich um das körperliche Präsentwerden der Person.

Der reine Text scheint gestern wie heute zur Evokation körperlicher Präsenz des/r Sprecher:in ergänzungsbedürftig zu sein. Die Teilhabe an der körperlichen Präsenz des anderen über Medien der Fernkommunikation funktionierte nicht über die Sichtbarkeit und das bildlich-auditive Vor-Augen-(und-Ohren-)Stellen, sondern über visuelle und haptische Qualitäten von postalisch zugesandten materiellen Artefakten, die mit der abwesenden Person in unmittelbar körperlicher Beziehung stehen. Während das digitale Zeitalter der Gegenwart in der Verschränkung von Beziehungspraktiken

und medialen Technologien des Selbst eine Kultur der (audio-)visuellen Präsenz ausgebildet hat, war es im 18. Jahrhundert eine Kultur der materiellen Präsenz. Der Privatbrief wurde dabei zu einer Form des sozialen Mediums, das textuelle wie materielle Verfahren der Simulation von Unmittelbarkeit der physisch-körperlichen Präsenz des abwesenden Gegenübers zu Diskurs-Artefaktkonstellationen verschränkte.

„Fühlen ist gewiß mehr als Sehen“ – Formen und Funktionen der Intimität in den Briefen von Friedrich Schlegel und Dorothea Veit an Karoline Paulus und Rahel Levin

Abstract

Am Beispiel der Korrespondenzen Friedrich Schlegels und Dorothea Veits mit Karoline Paulus werden Formen und Funktionen der Intimität in der Briefkommunikation untersucht. Friedrich Schlegel umwarb Karoline Paulus mit Billets, die er als intellektuelle Spielform und Türöffner nutzte. Dorothea Veit fand in Karoline Paulus gleichzeitig eine Vertraute. Die Dreiecksbeziehung erhielt neben der emotionalen, auch gleichzeitig eine taktische Bedeutung. Für das Paar stand gesellschaftlicher Anschluss in Jena im Mittelpunkt. Friedrich Schlegels frühe Briefe an Rahel Levin haben einen deutlich anderen Charakter. Während es Schlegel in seinen Schreiben an Karoline Paulus auch um ein Spiel mit der körperlichen Anziehung ging, ersetzte Rahel Levin als kluge und selbstbewusste Briefpartnerin die mittlerweile entfremdete Schwägerin Karoline Schlegel. Deutlich werden unterschiedliche Formen und Funktionen epistolar inszenierter Intimität, die Aufschluss über die Komplexität der Regulierung von Nähe und Distanz liefern.

I. Einleitung

„Fühlen ist gewiß mehr als Sehen“,¹ schrieb Friedrich Schlegel im Dezember 1800 an Karoline Paulus. Das Zitat ist Ausdruck einer Mehrdeutigkeit und der angestrebten Intimität, welche die Briefkommunikation Friedrich Schlegels mit seinen Korrespondentinnen um 1800 prägte. Seine Korrespondenz gewährt aufschlussreiche Einblicke in das Geselligkeitsmodell der Jenaer Frühromantiker:innen, deren Zentrum die ‚sagenumwobene‘ Wohngemeinschaft um Friedrich, August Wilhelm und Karoline Schlegel sowie Dorothea Veit bildet.² Schon zeitgenössisch schüttelte man darüber den Kopf. So stellte Karoline Tischbein fest: „Im Schlegelschen Haus in Jena gab's dagegen Poesie genug, aber keine Ordnung.“³ Ludwig Tieck sprach im Dezember 1799 drastisch von „eine[r] Einzige[n] Schweinewirtschaft“⁴ und meinte damit vor allem die „unkonventionellen Lebensformen“ der Bewohner:innen.⁵ Die „erotische Libertinage“⁶ dieses

- 1 Friedrich Schlegel (FS) an Karoline Paulus (KP), [Dezember 1800]. In: Friedrich Schlegel/Dorothea Schlegel: *Höhepunkte und Zerfall der Romantischen Schule (1799–1802)*. Hrsg. von Hermann Patsch. Paderborn [u.a.] 2009 (= Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Abt. III, Bd. XXIV), Nr. 124, S. 206. Im Folgenden wird die *Kritische Ausgabe* mit der Sigle ‚KFSA‘ und entsprechender (römisch nummerierter) Bandangabe referenziert.
- 2 Zum Alltag im Jenaer Haushalt vgl. Betty Pinkwart: In der „Republik von lauter Despoten“. Die räumliche Situierung und gesellschaftlich-literarische Bedeutung des Schlegel-Hauses. In: *Das Jenaer Romantiker-treffen im November 1799. Ein romantischer Streitfall. Sonderheft*. Hrsg. von Dirk von Petersdorff/Ulrich Breuer. Paderborn 2015 (= Athenäum 25), S. 17–41.
- 3 Eckart Kleßmann: „Ich war kühn, aber nicht frevelhaft“. *Das Leben der Caroline Schlegel-Schelling*. Bergisch Gladbach 1992, S. 292.
- 4 Ludwig Tieck an Sophie und August Bernhards, 06.12.1799. In: Gotthold Klee: Ein Brief Ludwig Tiecks aus Jena vom 6. Dezember 1799. In: *Euphorion*. 4/1897, 3. Ergänzungsheft, S. 211–215, hier S. 212.
- 5 Claudia Stockinger: Der Jenaer Kreis und die frühromantische Theorie. In: *Ludwig Tieck. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von ders./Stefan Scherer. Berlin, Boston 2011, S. 50–68, hier S. 64.
- 6 Ulrich Breuer: *Athenaeum und romantische Schule (1797–1802)*. In: *Friedrich Schlegel-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Johannes Endres. Stuttgart 2017, S. 8–12, hier S. 12.

Haushaltes schien nicht nur Außenstehende verwirrt zu haben, sondern auch die Beteiligten selbst: Es „macht Schelling der Schlegel die Cour, daß es der ganzen Stadt einen Scandal giebt, die Veit dem Wilh. S. und so alles durcheinander“.⁷ Tatsächlich hatte Friedrich Schlegel in dieser Zeit eine Affäre mit der auch von Clemens Brentano umworbenen Sophie Mereau,⁸ nur um kurz darauf der verheirateten Karoline Paulus den Hof zu machen, während in Berlin wenig später Rahel Levin auf intime Nachrichten von ihm wartete. Ein Verwirrspiel, das so manche Fernsehserie in den Schatten stellt.⁹

Dass die Beziehungsebenen und Kommunikationsformen dabei vielschichtiger sind, als sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, möchte der vorliegende Beitrag zeigen. Aus der schriftlichen Kommunikation Friedrich Schlegels und Dorothea Veits um 1800 sollen die Korrespondenzen mit Karoline Paulus auf Formen und Funktionen der Intimität hin untersucht werden. Friedrich Schlegels Briefe und Billets an Rahel Levin, Jugendfreundin Dorothea Veit/Schlegels und bekannte „Salonière“¹⁰ in Berlin, zeigen eine weitere Funktion der Intimität im Briefwechsel. Mit Karoline Paulus rückt eine Frau in den Fokus, die bisher nur als Randfigur der Schlegel-, Goethe- und Hegelforschung wahrgenommen wurde. Trotz ihrer bedeutenden Stellung im Intellektuellennetzwerk der Romantik (Jena–Würzburg–Heidelberg), gibt es kaum neuere Untersuchungen zu ihr.¹¹ Biografische Studien müssen sich noch immer auf die 1853 erschienene Biografie zu ihrem Ehemann stützen.¹² Die folgende Analyse sieht sich auf die wenigen überlieferten Briefe und Billets von Friedrich Schlegel und Dorothea Veit angewiesen, da keine weiteren Briefe der Familie Paulus an Friedrich oder Dorothea Schlegel aus dieser Zeit überliefert sind. Man weiß, dass besonders intime und private Schreiben gezielt vernichtet wurden.¹³ Die Briefe Rahel Levins wurden beispielsweise in einem Bündel verbrannt. Die Schlegels folgten damit ihrer gängigen Praxis, jede Veröffentlichung besonders intimer Briefe von vorne herein zu verhindern. Das erklärte Dorothea Schlegel 1833 Karl August Varnhagen von Ense, als dieser die Briefe seiner Frau zurückforderte.¹⁴ Rahel Levin und ihre Korrespondenz sind ansonsten, auch dank der Bemühungen ihres späteren Ehemannes Varnhagen, sehr gut dokumentiert. In den letzten Jahren haben Editionen und Sammelbände ihre Beziehung zu Dorothea Veit/Schlegel im Längsschnitt sichtbar werden lassen.¹⁵

7 Ludwig Tieck an Sophie und August Bernhardi, 06.12.1799. In: Klee: *Ein Brief Ludwig Tiecks*, S. 213.

8 Vgl. Breuer: *Athenaeum* und romantische Schule, S. 12.

9 Z. B. in Andrea Wulf: *Fabelhafte Rebellen: Die frühen Romantiker und die Erfindung des Ich*. Übers. von Andreas Wirthensohn. München 2022.

10 Der Begriff „Salon“ wurde erst nachträglich eingeführt. Vgl. Hannah Lund: *Der Berliner „jüdische Salon“ um 1800. Emanzipation in der Debatte*. Berlin, Boston 2012 (= Europäisch-jüdische Studien – Beiträge, Bd. 1), S. 3.

11 Analysen zu ihren Werken finden sich z. B. in Angela Steidele: *„Als wenn Du mein Geliebter wärest.“ Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750–1850*. Stuttgart 2003.

12 Karl Alexander Freiherr von Reichlin-Meldegg: *Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischen Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt*. 2 Bände. Stuttgart 1853.

13 Vgl. Claudia Bamberg: Das Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik. In: *Handbuch Brief*. Hrsg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig [u. a.]. Berlin, Boston 2020, S. 1032–1042, hier S. 1037.

14 Vgl. Dorothea Schlegel an Karl August Varnhagen von Ense, 29.05.1833. In: *Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen*. Hrsg. von Ernst Wieneke. Weimar 1914, Nr. 352, S. 548–550.

15 Z. B. Rahel Varnhagen: *Briefwechsel mit Jugendfreundinnen*. Hrsg. von Barbara Hahn. Göttingen 2021 (= Edition Rahel Levin Varnhagen).

Friedrich Schlegel und Dorothea Veit traten im Briefwechsel als eigenständige Akteur:innen in Erscheinung, verfolgten aber als Paar gemeinsame Interessen und Ziele. Beide suchten in Jena gesellschaftlichen Anschluss und wollten ihr Auskommen und ihre Zukunft langfristig sichern. Karoline Paulus war dabei eine freundschaftliche Patronin des Paares. Anhand der Billets Friedrich Schlegels an Karoline Paulus, die vermutlich im November 1800 entstanden sind, soll zunächst analysiert werden, wie Friedrich Schlegel schriftlich kommunizierte und welche Mittel er dafür einsetzte. Daraufhin werden Dorothea Veits Billets an Karoline Paulus untersucht, mit denen sie bereits 1799 um deren Freundschaft geworben hatte und die die gemeinsamen gesellschaftlichen Interessen des Paares Schlegel-Veit zeigen. Daran anschließend sollen der Paulus-Korrespondenz die Briefe und Billets Friedrich Schlegels an Rahel Levin gegenübergestellt werden, um die Unterschiede herauszuarbeiten. Dabei geht es um folgende Fragen: Was lässt sich den Billets über die Beziehungen Friedrich Schlegels zu den Korrespondentinnen entnehmen? Wie unterscheiden sich die Briefe und Billets an Karoline Paulus von denen an Rahel Levin? Und welche Rolle spielt Dorothea Veit in beiden Korrespondenzen?

Der für diese Untersuchungen leitende Begriff der Intimität hat heute ein breites Bedeutungsspektrum. Das lateinische „Intimus“ stand ursprünglich für „innerste, vertrauteste, geheimste“¹⁶ Phänomene und wurde besonders im 18. Jahrhundert in der Wendung ‚vertrauter Freund‘ im Kontext der Freundschaftssemantik gebraucht.¹⁷ Um 1800 stand Intimität für ‚Vertrautheit‘ und sollte sich erst ab Ende des 19. Jahrhunderts weiter ausdifferenzieren.¹⁸ Netzwerktheoretisch betrachtet, bringt die freundschaftliche Vertrautheit gleichzeitig Aspekte gegenseitiger Hilfestellung oder Patronage mit sich.¹⁹ Patronage ist in diesem Kontext nicht mehr im hierarchischen Gefälle zwischen Adligem und Günstling zu denken, sondern stand seit dem 18. Jahrhundert für einen gleichwertigen, freundschaftlichen „Gönner“.²⁰ Diese „schützende Hilfe“ konnte gleichzeitig zu anderen Beziehungsformen stattfinden. Die pragmatische Vermischung von Vertrautheit und Strategie im Sinne einer „Nutzfrenschaft“, war dabei nicht negativ konnotiert.²¹

Die folgende Analyse bezieht sich entsprechend auf Formen der Vertrautheit in Briefen und Billets – und damit in Medien „schriftlicher Distanzkommunikation“²². Diese Form der Kommunikation, die exklusiv zwischen den Korrespondierenden stattfinden kann, eignet sich besonders zum Aufbau intimer Beziehungen – zwischen Bekanntschaft, Freundschaft und geheimem Liebesspiel. Der Brief schafft „spezifische kommunikative Räume“,²³ in denen auch bei größeren räumlicher Entfernung Nähe und

16 Marianne Streisand: *Intimität. Begriffsgeschichte und Entdeckung der „Intimität“ auf dem Theater um 1900*. München 2001, S. 67.

17 Vgl. ebd., S. 71.

18 Vgl. ebd., S. 98.

19 Vgl. Nacim Ghanbari: Patronage und deutsche Literatur im 18. Jahrhundert (Projektbericht). In: *Frühneuzeit-Info*. 24/2013, S. 95–97, hier S. 96.

20 Vgl. Nacim Ghanbari: Netzwerktheorie und Aufklärungsforschung. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. 38/2013, H. 2, S. 315–335, hier S. 321.

21 Vgl. Ghanbari: Patronage und deutsche Literatur, S. 95.

22 Norman Kasper [u.a.]: *Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs*. Zur Einführung. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs*. Hrsg. von Norman Kasper [u.a.]. Berlin, Boston 2021, S. 1–20, hier S. 10.

23 Tim Porzer: Briefe für die Seele. Der Brief als Therapeutikum am Beispiel der Briefe Friedrich Schlegels an Christine von Stransky. In: *SGG*. 44/2021, S. 126–138, hier S. 127.

Distanz ausgehandelt werden können.²⁴ Briefe und Billets können als Gaben eine Beziehung intensivieren, aber auch als Störfaktoren wahrgenommen werden, sobald die Kommunikation asymmetrisch verläuft.²⁵ In der epistolaren Kommunikation Friedrich Schlegels und Dorothea Veits zeigen sich verschiedene Formen der Intimität, die der „räumliche[n] und symbolische[n] Distanzregulation“²⁶ dienen und die im Folgenden unterschieden und auf ihre Funktionen befragt werden sollen.

II. Sinnliche Intimität

Karoline Paulus lebte ab 1789 in Jena, als ihr Mann Heinrich Eberhard Gottlob Paulus dort zum Professor für orientalische Sprache ernannt wurde. Karoline Paulus, die auch als Schriftstellerin und Übersetzerin in Erscheinung trat, war gut vernetzt und hatte regelmäßig Kontakt zur intellektuellen Prominenz in Weimar und Jena.²⁷ Dabei ist besonders ihr gutes Verhältnis zu Goethe hervorzuheben, der als ihr Verehrer galt, wie z.B. Dorothea Veit in einem Brief an Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher bemerkte.²⁸

Friedrich Schlegel und Dorothea Veit lernten das Ehepaar Paulus 1799 nach ihrem Umzug nach Jena kennen. Besonders Dorothea Veit war von Karoline Paulus' Persönlichkeit angetan:

Sie ist eine recht artige Frau, und bey weitem die gescheuteste die ich hier so unter den Damen habe kennen lernen. [...] Ich glaube Madame Paulus möchte Ihnen gut gefallen sie hat etwas capricieuses, das auf eine artige Weise die Stelle des tiefen Charakters ersetzt, und im Umgang ist sie leicht und gefällig; auch gehe ich nur mit ihr um, weiter nichts, denn vom Göttlichen hat sie keine Ahnung.²⁹

Friedrich Schlegel fühlte sich bereits kurz nach der ersten Begegnung zu Karoline Paulus hingezogen. Ob der Ehemann Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, ein weiterer Akteur in der Beziehungskonstellation, nichts davon mitbekommen hatte, oder nur keinen Anstoß daran nahm, sei dahingestellt.³⁰ Die Freundschaft der Paare blieb trotz Friedrich Schlegels Avancen erhalten und Paulus setzte sich auch für Friedrich Schlegel ein.

24 Vgl. Udo Thiedeke: Der Brief als individualmediale Kommunikationsform. Eine mediensoziologische Beobachtung. In: *Handbuch Brief*. Hrsg. von Matthews-Schlinzig [u.a.], S. 187–202, hier S. 198.

25 Vgl. Ulrich Breuer/Anke Lindemann: Lange Briefe. Überlegungen zu einem Medienformat am Beispiel der Briefe Dorothea Schlegels. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs*. Hrsg. von Kasper [u.a.], S. 193–213, hier S. 195 f., vgl. auch Jochen Strobel: Der Brief als Gabe. In: *Handbuch Brief*. Hrsg. von Matthews-Schlinzig [u.a.], S. 254–268, hier S. 255.

26 Kasper [u. a.]: Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs, S. 10.

27 Als August Wilhelm Schlegel (AWS) das erste Mal auf Goethe trifft, „waren allerley Leute dabey zusammen, Hufelands, Paulus, Loders, Fichtes, Frommanns und – Kotzebue's!“, AWS an Johann Diederich Gries, 10.05.1799. In: August Wilhelm Schlegel. Digitale Edition der Korrespondenz (KAWS). Hrsg. von Jochen Strobel/Claudia Bamberg. Dresden, Marburg, Trier 2014–2020: <https://august-wilhelm-schlegel.de> [Version-01–20], <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-20/briefid/468> (26.03.2023); Durch ihr Beziehungsnetz verband KP z. B. die Orte Weimar und Bamberg, vgl. Mark Häberlein: Johann Wolfgang von Goethe, Adalbert Friedrich Marcus und die Bamberger Medizin. In: *Jahrbuch Literatur und Medizin*. Bd. 9. Hrsg. von Florian Steger/Katharina Fürholzer. Heidelberg 2017, S. 13–44, hier S. 15.

28 Dorothea Veit (DV) an Friedrich Schleiermacher, 16.06.1800. In: KFSa XXV, Nr. 71, S. 122.

29 Ebd.

30 Karoline Paulus' Ehe mit ihrem Cousin Heinrich Eberhard Gottlob Paulus wurde von Veit als reine Vernunfteheliche wahrgenommen: „Paulus ist ein kluger gescheuter Mann, sie leben zusammen auf einen sehr artigen Fuß, [...] obgleich von einer rechten Ehe wohl keine Spur ist“. DV an F. Schleiermacher, 16.06.1800. In: Ebd.

Vier kurze Billets von F. Schlegel, nach Herrmann Patsch vorsichtig auf Winter 1800 zu datieren,³¹ sind erhalten. Es handelt sich um die einzigen überlieferten Mitteilungen Schlegels an sie bis 1804. Warum aber wählte Schlegel das Billet als Format seiner Liebesbriefe? Dafür lassen sich zum einen praktische Gründe anführen. Das Billet diente der Erweiterung innerstädtischer Kommunikation, besonders der Kommunikation von Intimität, und ermöglichte, die „Verbindung von Insiderwissen und Frivolität mit diplomatischem Werben“³². Billets forderten eine unmittelbare Reaktion und schafften Gelegenheit zur Nähe, z.B. durch spontane Terminabsprachen.³³ Sie fungierten damit häufig als ‚Türöffner‘ und stifteten Gelegenheiten zu persönlichen Treffen. Über persönliche Begegnungen zu zweit zwischen Karoline Paulus und Friedrich Schlegel ist der Nachwelt allerdings nichts bekannt. Gelegenheiten zu einer intimen Begegnung mit der verheirateten Karoline Paulus, dazu noch im provinziellen Jena, waren mit Sicherheit rar und eine vertraute Zweisamkeit war daher nur schwer vorstellbar. In dieser Lage konnte das im Billet mitgeteilte Gefühl imaginierte Nähe schaffen. Die kurze Mitteilung erzeugte einen individuellen Begegnungsraum mit eigenen Spielregeln und Möglichkeiten, einen geschützten Raum für intime Dialoge.³⁴ Es handelt sich nicht um eine reine Substitution der persönlichen Begegnung, sondern das schriftliche Medium verändert die Möglichkeiten der Distanzregulierung.³⁵

Das Billet diente Schlegel zum anderen als intellektuelle Spielform. Nicht jeder Flirt führte zu einer Beziehung, sondern war Teil einer Spielkultur, die im galanten Brief und der Briefkultur der Empfindsamkeit ihre Vorläufer hat.³⁶ Die überlieferten Billets Schlegels an Paulus entsprachen der gängigen Schreibpraxis: „kurz, pointiert, [...] witzig-pfiffig und anspielungsreich“.³⁷ Obwohl es sich im Kern um schnelle Mitteilungen handelte, wurde das beachtliche „ästhetisch-artistische Potential des Billets“³⁸ ausgeschöpft. Schlegels Zeilen waren wohlkomponiert. Für Außenstehende unverständliche Textstellen und Anspielungen schafften zudem ein Gefühl der Verbundenheit und stifteten eine „Gemeinschaft exklusiven sozialen Wissens“,³⁹ die insbesondere für Liebende attraktiv gewesen zu sein scheint. So heißt es etwa:

Ich bin zernirschts darüber daß ich kein Franzose bin. Das einzige was mich einigermaßen tröstet, ist die Hoffnung, daß ich es doch vielleicht in einem gewissen Sinn seyn kann. Doch bin ich darüber so schwer geworden, daß ich nun immer werde schwerer bis ich wieder leicht werde.⁴⁰

Ob der Franzose, wie Hermann Patsch annimmt, „im Sinne von: leichtsinnig, frivol“⁴¹ zu verstehen ist, bleibt Interpretationssache. Dass Schlegel auch sexuelle Interessen verfolgte, lässt sich dem letzten der vier erhaltenen Billets entnehmen, in dem er

31 Vgl. KFSa XXV, S. 545.

32 Günter Oesterle: Billet. In: *Handbuch Brief*. Hrsg. von Matthews-Schlingzig [u. a.], S. 401–408, hier S. 405.

33 Vgl. ebd., S. 402; z. B. in FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 123, S. 206.

34 Vgl. Kasper [u. a.]: Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs, S. 12.

35 Vgl. Robert Vellusig: Literarische Anthropologie und Brief. In: *Handbuch Brief*. Hrsg. von Matthews-Schlingzig [u. a.], S. 203–221, hier S. 209.

36 Vgl. weiterführend Isabelle Stauffer: Galanter Brief. In: *Handbuch Brief*. Hrsg. von Matthews-Schlingzig [u. a.], S. 812–825.

37 Oesterle: Billet, S. 405 f.

38 Ebd., S. 404.

39 Thiedeke: Brief als individualmediale Kommunikationsform, S. 195.

40 FS an KP, [November 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 122, S. 205.

41 FS an KP, [November 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 122, Anm. 1, S. 545.

schrieb: „Ich will Dich ja nicht [...] zu einem Genuß der weit weniger Werth hat, herabziehen. Ich will dich gar nicht glücklich machen. Ich will mich bloß so innig wie möglich mit Dir vereinigen.“⁴² Hier ging er deutlich über die Intimität, im Sinne der Vertraulichkeit, hinaus. Übergriffig wirkt auch eine Besuchsankündigung am Ende des frühesten Billets: „Nach Tische werde ich zusehn ob Sie schlafen.[.]“⁴³ Das Bild der schlafenden Frau suggeriert eine große Vertraulichkeit, denn ein Schlafzimmer galt als strikt private Sphäre, zu dem Außenstehende keinen Zutritt hatten. Schlegel überschritt hier die Grenze der freundschaftlichen Intimität. Das angekündigte Eindringen des Mannes in die weibliche Privatsphäre kann auch als Anspielung auf eine sexuelle Beziehung verstanden werden. Schlegel inszeniert sich als Voyeur, der die wehrlose Paulus in einem Moment der Ruhe und Unschuld betrachtet. Schlegel ließ Raum für Interpretationen. Auch die Sentenz „Fühlen ist gewiß mehr als Sehen“⁴⁴ lässt verschiedene Lesarten zu. Das entspricht der Poetik des Liebesbriefs, der als „freiester und zugleich moralisch prekärster Form intimer Kommunikation“⁴⁵ gilt. Gegenüber der verheirateten Karoline Paulus hielt sich Schlegel kunstvoll in der Schwebe zwischen platonischer und körperlicher Beziehung, sodass er sich jederzeit auf harmlose Absichten berufen konnte. Der Schreiber wählte den auch von einem zeitgenössischen Briefsteller geforderten Mittelweg.⁴⁶

„Jede Frau muß wieder eine Blume bedeuten“,⁴⁷ notierte Friedrich Schlegel in seinen *Ideen zu Gedichten* 1799/1800. Schlegel arbeitete zu jener Zeit an der Fortsetzung des Romans *Lucinde*.⁴⁸ Die Fragmente und Gedichte zum zweiten Teil weisen, wie die *Lucinde* selbst, viele Blumenmotive auf. Den Frauen schreibt er durch Blumen spezifische Bedeutungen zu und nutzt die Blume als Metapher für intime und sexuelle Begegnungen.⁴⁹ Auch in seinem Billet an Paulus nutzt er einen Blumenvergleich: „Ich finde immer mehr Aehnlichkeiten zwischen Einer und der Ranunkel; auch in Beziehung auf mich weil ich eine solche Blume oft Stundenlang ansehen kann, ohne die Augen zu verwenden oder den Mund zu öffnen.“⁵⁰ Friedrich Schlegel wählt für seinen Vergleich nicht die symbolisch überladene Rose, sondern sucht Gemeinsamkeiten zwischen Paulus und einer Ranunkel.⁵¹ Die Wahl der Ranunkel, einer Gattung, die Pflanzen verschiedenster Formen umfasst, kann als Beispiel für die Vielschichtigkeit der Codierungen dienen. Das faszinierte Betrachten war für Schlegel zentral und es eröffnet Formen der Nähe. Die eingesetzte Blumensprache kann die Kommunikation ohne Worte erweitern, das vermeintlich Unsagbare verbalisieren, und eignete sich deshalb besonders gut für eine mögliche Grenzüberschreitung in einem emotionalen

42 FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSA XXV, Nr. 124, S. 206.

43 FS an KP, [November 1800]. In: KFSA XXV, Nr. 121, S. 205.

44 FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSA XXV, Nr. 124, S. 206.

45 Andrea Hübener/Jörg Paulus/Renate Stauf: Liebesbrief/Erotischer Brief. In: *Handbuch Brief*. Hrsg. von Matthews-Schlinzig [u. a.], S. 505–514, hier S. 507.

46 Vgl. ebd.

47 KFSA XVI, S. 235.

48 KFSA V, S. LVIf.

49 Z. B. „Nur in der Nacht eröffnet sich die Blume schüchtern“ KFSA V, S. 78 oder das Bild des „vollen Blumenkelch[s] der Lust“, KFSA V, S. 22; vgl. ebd., S. 74; KFSA XVI, S. 234.

50 FS an KP, [November 1800]. In: KFSA XXV, Nr. 121, S. 205.

51 Für die Fortsetzung der *Lucinde* überlegte Schlegel, die Ranunkel für die Figur der „Florine“ stehen zu lassen, vgl. KFSA XVI, S. 244.

und moralischen Grenzgebiet.⁵² Schlegel bezog sich vermutlich auf die Zierpflanze – und nicht auf den gemeinen gelben Hahnenfuß, eine Wiesenpflanze. Die Gartenranunkel ist ein beliebter, aber giftiger Frühblüher, der dank neuer Züchtungen um 1800 für seine schönen, üppigen, runden Blüten bekannt war.⁵³ Schlegel zeichnete ein schmeichelhaftes Bild der sexuellen Attraktivität und gefährlichen Anziehungskraft seiner Adressatin. Gleichzeitig finden sich Referenzen auf Paulus' Ehe mit einem Orientalisten, denn die Ranunkel stammte aus Vorderasien.⁵⁴ Dass Schlegel einen Blumenvergleich nutzt, stellt ihn in die Tradition des „Selam“, der „im Orient üblichen Praxis der Geheimkommunikation intimer und emotional aufgeladener Botschaften mithilfe von Ziffern und codierten Objekten“.⁵⁵ Dieser Brauch wird beiden Korrespondierenden bekannt gewesen sein. In der *Lucinde* sprach Schlegel von der „geheime[n] Bilderschrift“ der Blumen und Sterne und der „schöne[n] Sprache der Natur.“⁵⁶ Floriographisch betrachtet, ließ sich der Ranunkelvergleich wohl auch von den Zeitgenoss:innen nicht eindeutig dechiffrieren, denn die Blumensprache war niemals eindeutig.⁵⁷ Entsprechend changiert die Ranunkel in Schlegels Billet zwischen einer unverfänglichen Bedeutung („frische Lebenslust“⁵⁸), über eine konkrete Verabredung („Wir sprechen uns heute Abend“⁵⁹) bis zum sexuell Expliziten („Untreue“⁶⁰, „Stelldichein“⁶¹). Für Nicht-Eingeweihte blieb unklar, was er „durch die Blume“ sagen wollte. Selbst Karoline Paulus konnte ohne eine externe Referenz nicht gewusst haben, worauf sich Schlegel bezog.⁶²

Der Schreiber nahm seinerseits Missverständnisse in Kauf und nutzte sie als Stilelement. Darin lag, trotz der „Unpraktikabilität“, der Reiz der Blumensprache.⁶³ Die Blume war Teil des kunstvollen Spiels mit möglichen Lesarten. Es wird deutlich, dass auch in diesem Fall die „Exklusivität des Inhaltes“⁶⁴ die Intimität erhöhte und im Billet das optimale Medium fand.

Friedrich Schlegel suchte in nahezu allen Phasen seines Lebens Kontakt zu anderen Frauen und Dorothea Veit war ein integraler Part in den Beziehungen ihres

52 Vgl. Alexander Schwan: ‚Blumen müssen oft bezeigen, was die Lippen gern verschweigen‘. Floriographie als Sprache der Emotionen. In: *Gefühle Sprechen. Emotionen an den Anfängen und Grenzen der Sprache*. Hrsg. von Viktoria Räuchle/Maria Römer. Würzburg 2014, S. 199–222, hier S. 206.

53 Für die botanische Expertise danke ich Gert Rostert.

54 Vgl. Ranunkel. In: Johann Georg Krünitz: *Oeconomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land-, Haus- und Staats-Wirthschaft*. In *alphabetischer Ordnung*. Bd. 120. Berlin 1812, S. 569–612, [http://www.kruenitz.uni-trier.de/\(03.05.2023\)](http://www.kruenitz.uni-trier.de/(03.05.2023)).

55 Schwan: Floriographie als Sprache, S. 203.

56 KFSa V, S. 82.

57 Vgl. Schwan: Floriographie als Sprache, S. 209, 211.

58 Anonym: *Neueste Blumensprache oder Blumendeutungen der Liebe und Freundschaft und anderen Lebensverhältnissen*. Augsburg 1860, S. 18.

59 Anonym: *Allgemeine Blumensprache nach der neuesten Deutung*. Speyer, Grünstadt 1837, S. 23.

60 *Taschenbuch der Blumensprache oder deutscher Selam. Mit einer Anthologie aus den besten Dichtern zur Charakterisierung der Pflanzen Deutschlands*. Hrsg. von Johann M. Braun. Stuttgart 1843, S. 80.

61 *Neueste Blumensprache*, S. 35.

62 Vgl. Schwan: Floriographie als Sprache, S. 209, 213; in *Lucinde* vergleicht Schlegel weibliche Liebe mit einer Blume, deren Bedeutung sich nur exklusiv Auserwählten erschließt: „nur der eingeweihte Liebhaber der Götter versteht ihre wunderbare Botanik; die göttliche Kunst, ihre verhüllten Kräfte und Schönheiten zu erraten und zu erkennen, wann die Zeit ihrer Blüte sei und welches Erdreich sie bedürfen.“ KFSa V, S. 22.

63 Schwan: Floriographie als Sprache, S. 215.

64 Thiedeke: Brief als individualmediale Kommunikationsform, S. 198.

Lebensgefährten, auch seiner Schwärmereien.⁶⁵ In ihrem gemeinsamen Interesse an Karoline Paulus schienen beide nicht zuletzt versucht zu haben, sich gegenseitig herauszufordern und eifersüchtig zu machen.⁶⁶ In jedem Fall hatte Schlegels Werben um Karoline Paulus eine Freundschaft Dorothea Veits mit ihr nicht ausgeschlossen. In einem zweideutigen Billet Schlegels konnte er ohne weiteres eine Buchbestellung von ihr mitkommunizieren.⁶⁷ Auch im vierten Billet, in dem er sich zu einer längeren Rechtfertigung gegenüber Karoline Paulus veranlasst sah, ging es im letzten Absatz auch um seine Beziehung zu Dorothea Veit:

Ich glaube es wohl daß Dir manches in mir unverstündlich ist; in Dorothea gewiß ebenso viel, nur fühlst Du das nicht so klar. Dafür sollst Du aber an uns *glauben*. Sag mir hast Du je *gesehn*, daß zwey sich mehr lieben als wir? – *Geführt* hast Du es nach Deiner Ueberzeugung, daß man mehr lieben und geliebt seyn kann. Und diese Ueberzeugung verübeln wir Dir nicht; denn Fühlen ist gewiß mehr als Sehen.⁶⁸

III. Freundschaftliche Intimität

Während des Briefwechsels ihres Partners mit Karoline Paulus, im Winter 1800, war auch Dorothea Veits Beziehung zu ihr besonders eng. Sie sprach, auch rückblickend, wiederholt von einer „wahrhaft kindlichen Vertraulichkeit“ zwischen ihnen.⁶⁹ Auch von Dorothea Veit gibt es zwei undatierte Billets aus der Frühphase der Beziehung. Das früheste erhaltene Billet entstand vermutlich Mitte Oktober 1799. Es warb nicht weniger stürmisch um ihre Aufmerksamkeit als es Friedrich Schlegel im Winter 1800 tat.⁷⁰ Auch Dorothea Veit suchte in der Kleinstadt Jena Anschluss. Die Frühromantiker:innen lebten zurückgezogen sowohl von der Stadtbevölkerung als auch von

-
- 65** Neben der körperlichen Anziehung in den frühen Jahren ging es Schlegel später vor allem um emotionale Nähe und private Vertraulichkeit, z.B. seine Beziehung zu Christine von Stransky, mit der er 1808 zunächst ein intimes Verhältnis hatte und die ihm ab 1821 als ‚Seelenverwandte‘ verbunden ist. Auch hier ist Dorothea informiert und tritt ab 1827 selbst in einen Briefwechsel mit Stransky, der über Friedrichs Tod hinaus andauert. Vgl. Porzer: Brief als Therapeutikum, S. 130 f. und der bald erscheinende Band XXXI der KFSa, der eine ergänzende Neuedition der Briefe enthält.
- 66** Vgl. FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 124, S. 206 und DV an KP, [15.11.1799]. In: KFSa XXV, Nr. 18, S. 25.
- 67** Vgl. FS an KP, [November 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 122, S. 205.
- 68** Besonders spannend scheint das vierte Billet, vgl. FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 124, S. 206.
- 69** Dorothea Schlegel an KP, 10.04.1813. In: Friedrich Schlegel/Dorothea Schlegel: Während der Erhebung gegen Napoleon (1811–1814). Hrsg. von Cosima Jungk/Anke Lindemann. Paderborn 2022 (Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Abt. III, Bd. XXVIII), Nr. 340, S. 413; vgl. zum Herbst/Winter 1800 DV an Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (HEGP), 01.09.1801. In: KFSa XXV, Nr. 184, S. 284, die Geburtstagsfeier für Dorothea im Hause Paulus (vgl. DV an F. Schleiermacher, 31.10.1800. In: KFSa XXV, Nr. 115, S. 196) oder die Beschreibung einer Schreibszenen in der Karoline Paulus neben Dorothea auf dem Sofa liegt (DV an F. Schleiermacher, 17.11.1800. In: KFSa XXV, Nr. 118, S. 199). Diese Szene stellt sich F. Schleiermacher wiederum „recht pikant“ vor (F. Schleiermacher an DV, 6.12.1800. In: KFSa XXV, Nr. 126, S. 209).
- 70** Der vertraute Ton eröffnet verschiedene Lesarten. Die Interpretationen gehen so weit, dass Dorotheas Briefe an KP „im Kontext von Homosexualität besprochen“ und als „Nachweis für ihre homoerotische, ungestillte Sehnsucht nach Freundschaft zum eigenen Geschlecht“ gelesen werden. Vgl. Christian Köhne: Dorothea Schlegel und Karoline Paulus. Schwärmerische Frauenfreundschaft der Romantik. In: *Queer im Leben! Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in Geschichte und Gegenwart der Rhein-Neckar-Region*. Hrsg. von Dana-Livia Cohen/Wolfgang Knapp/Christian Köhne. Ubstadt-Weiher, Heidelberg, Speyer [u.a.] 2022 (= Schriftenreihe MARCHIVUM, Nr. 9), S. 38 f., hier S. 39.

den übrigen Akademikern und intellektuellen Kreisen.⁷¹ In dieser Lage hatte sie in Karoline Paulus eine neue Freundin gesucht und gefunden. In der Sekundärliteratur ist auch von Schwärmerei oder Anbetung die Rede. Reichlin-Meldegg hält mit Blick auf Dorothea Veit fest: „Oft pflegte sie zu sagen, sie sei in Karoline Paulus beinahe verliebter, als in ihren Friedrich.“⁷² Das belegen auch ihre späteren Briefe an sie: Sie sind ausgesprochen liebevoll, vertraut und freundschaftlich.⁷³ Die Freundschaft zu Karoline Paulus, die Dorothea Veit mit ihrer innigen Beziehung zu Friedrichs Schwester Charlotte Ernst und zu ihrer eigenen Schwester Henriette (Jette) verglich,⁷⁴ bekam rasch eine familiäre Dimension und ähnelte dem Verhältnis zwischen Geschwistern oder Familienmitgliedern: „Seine [H.E.G. Paulus'] Frau habe ich sehr lieb. Sie ist die erste Frau in deren Umgang ich mich wieder der ersten jugendlichen Freundschaft mit Jette erinnern darf. Es ist dieselbe Art von gänzlichem Zutrauen zwischen uns; auch ist zwischen uns, wie damals mehr ein Ergänzen, als Aehnlichkeit.“⁷⁵ Die innige Freundschaft zu Paulus kann insofern als Substrat der verlorenen Familien verstanden werden. Sowohl Dorothea Veit als auch Friedrich Schlegel hatten zu diesem Zeitpunkt mit ihren Familien weitgehend gebrochen. In der Kompensation des Preisgegebenen ging es jedoch nicht nur um den vertrauten Austausch über intime Gedanken und Zukunftsängste,⁷⁶ sondern auch um Kontakte und Beziehungen zur „Freundesfamilie“, die einen gesellschaftlichen Vorteil verschafften. Es kam zu einem „Sozialisationsprozess, der zur Entstehung neuer Bindungen verhalf und die Position beider Partner verstärkte.“⁷⁷

Liebesbeziehungen und Freundschaften haben immer auch eine strategische Bedeutung, sie dienen der Karriere und der „Netzwerkbildung“.⁷⁸ Im Liebeswerben um Karoline Paulus ging es für Friedrich Schlegel konkret um eine bessere Vernetzung in Jena. Auf seiner ständigen Suche nach einer passenden und dauerhaften Anstellung hoffte er besonders auf weibliche Fürsprache. Die Verbindung zu Paulus kann auch als „asymmetrische[] Beziehung[] der Patronage“⁷⁹ gedeutet werden. Immer wieder hat Schlegel auch aus taktischen Gründen um Frauen geworben.⁸⁰ Diese Form der Patronage ist hier nicht in einem hierarchischen oder finanziellen Sinne zu verstehen,

71 Vgl. Breuer: *Athenaeum* und romantische Schule, S. 10 f.

72 Reichlin-Meldegg: *Heinrich Eberhard Gottlob Paulus*, Bd. 2, S. 315.

73 Vgl. z. B. Dorothea Schlegel an KP, 10.04.1813. In: KFSa XXVIII, Nr. 340, S. 413.

74 Vgl. Dorothea Schlegel an KP, 26.10.1804. In: Friedrich Schlegel/Dorothea Schlegel: *Pariser und Kölner Lebensjahre (1802–1808). Erster Teil (1802–1804)*. Text. Hrsg. von Hans Dierckes. Paderborn 2018 (= Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Abt. III, Bd. XXVI.), Nr. 251, S. 264.

75 DV an F. Schleiermacher, 22.08.1800, Nr. 96, S. 161–164, S. 162

76 DV hatte ihre geheimen Gedanken auch H. E. G. Paulus anvertraut, vgl. DV an HEGP, [August 1801]. In: KFSa XXV, Nr. 180, S. 281.

77 Renata Dampc-Jarosz: *Geselligkeit und ihre Formen im weiblichen Brief um 1800*. In: „... nur Frauen können Briefe schreiben“. *Facetten weiblicher Briefkultur nach 1750*. Hrsg. von Renata Dampc-Jarosz/Pawel Zarychta. Berlin 2019, S. 191–206, hier S. 201.

78 Vgl. Eva Lia Wyss: *Die Bildung von Akteur-Netzwerken in Liebesbriefen und -botschaften. Ein Brautbrief des letzten Jahrhunderts und amouröse Postings in Facebook im Vergleich*. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs*. Hrsg. von Kasper [u. a.], S. 349–366, hier S. 349.

79 Ghanbari: *Netzwerktheorie und Aufklärungsforschung*, S. 330.

80 1814 überzeugt die Gräfin Julie von Zichy in Wien Metternich, Schlegel eine neue Aufgabe im Staatsdienst zu geben, vgl. KFSa XXVIII, S. 814 u. FS an Gräfin Julie Zichy, [Herbst 1814]. In: *Friedrich Schlegel, Dorothea Schlegel. Vom Wiener Kongress zum Frankfurter Bundestag (1814–1818)*. Hrsg. von Jean-Jacques Anstett.

sondern als freundschaftliche Hilfestellung zwischen Gleichen.⁸¹ Das Liebeswerben hatte dadurch auch eine werkpolitische Dimension.

Das zweite erhaltene Billet von Dorothea Veit ist ein Beispiel für die angesprochenen Vernetzungsbemühungen des Paares in Jena. Veit äußerte darin den dringenden Wunsch, Paulus möge eine private und intime Unterredung mit dem verehrten „alten Herrn“ Goethe arrangieren.⁸² Ihre guten Kontakte sollten auch Veit die Tür öffnen. Wenig später informierte sie Friedrich Schleiermacher über den positiven Einfluss ihres Kontaktes zum Ehepaar Paulus auf ihr Ansehen in Jena:

Paulusens sind noch in Bocklet, wie sich aber diese vortreffliche liebenswürdige [sic] Menschen für uns interessieren ist so aufrichtend und erfreulich wie ich Ihnen nicht beschreiben kann. Auch sind sie von solchen [sic] Gewicht bei den hiesigen Leuten, daß ihr Beispiel von den besten Folgen ist.⁸³

Karoline Paulus wurde schließlich neben Johann Wilhelm Ritter zur einzigen Kontaktperson Dorothea Veits in Jena.⁸⁴ Besonders nach dem Bruch mit August Wilhelm und Karoline Schlegel gewann die neue Verbindung an Bedeutung. August Wilhelm Schlegel war bereits 1796 mit seiner Ehefrau Karoline nach Jena gezogen.⁸⁵ Als sich Dorothea Veits Konflikt mit Karoline Schlegel zuspitzte, war Karoline Paulus auf Veits Seite:⁸⁶

So hat sie [Dorothea Veit; CJ] mich durch Wahrheit und Verläumdung Preis gegeben gegen die Paulus zuerst, bey der das den besten Boden fand, den neidischen. [...] Sie hat sich hier schon lange berührt, sie wolle mich nicht sehn. Diese Person, die keinen Menschen hier gesehn haben würde ohne mich[.]⁸⁷

Karoline und August Wilhelm Schlegel mieden fortan den Kontakt. Er schrieb dazu: „Die ganze Paulus'sche Partey sehen wir nicht, und verlieren eben nicht dabey, wenn wir nur meinen Bruder heraus hätten.“⁸⁸ Und Karoline Schlegel stellte in ihren Briefen an ihn verärgert fest, dass Friedrich und Dorothea nun neue Kontakte geknüpft hätten. Sie sprach mit Blick auf Friedrich Schlegel von „de[m] ihm fremde[n] Genuß einer gewissen Art von Popularität. Er lebte mit seinen fast leidenschaftlichen Hange zur Geselligkeit immer isolirt.“⁸⁹ Paulus unterstützte Veit auch bei der Suche nach einer

Paderborn [u.a.] 1980 (= Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Abt. III, Bd. XXVIII), Nr. 8, S. 12 f. Das Publikum seiner späteren Vorlesungen bestand, sofern sie von den Behörden zugelassen werden, zu einem großen Teil aus Frauen, die ihm und seiner Familie Geld und Einfluss einbrachten, vgl. Cosima Jungk: Im Dienste der Nation. Friedrich Schlegels literaturgeschichtliche Arbeiten 1812/1813 im Kontext. In: *August Wilhelm Schlegels Modellierung von Literaturgeschichte*. Hrsg. von Claudia Bamberg/Katrin Henzel. Berlin 2023, S. 57–76, hier S. 60.

81 Vgl. Ghanbari: Netzwerktheorie und Aufklärungsforschung, S. 321.

82 Vgl. DV an KP, [15.11.1799]. In: KFSa XXV, Nr. 18, S. 25.

83 DV an F. Schleiermacher, 28.07.1800. In: KFSa XXV, Nr. 85, S. 147.

84 Vgl. FS, DV an AWS, 30.09.1800. In: KFSa XXV, Nr. 111, S. 190.

85 Vgl. Stockinger: Jenaer Kreis, S. 50.

86 Karoline Schlegel unterstellt Paulus, in Bamberg sogar einen Brief an sie abfangen zu haben (vgl. KS an AWS, 7. bis 12.06.[1801]. In: KAWS, <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/3813> (03.05.2023). Die Antipathie zwischen Karoline Paulus und Karoline Schlegel setzt sich in Würzburg fort, als das Ehepaar Paulus mit Karoline, inzwischen mit Schelling verheiratet, im selben Haus wohnen. Vgl. AWS an Sophie Bernhardt, 15.05.1804. In: *Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis*. Hrsg. von Josef Körner. Bd. 1. Bern [u.a.] 1936, Nr. 50, S. 80.

87 KS an AWS, 7. [bis 8.]05.[1801]. In: KAWS, <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-20/letters/view/680> (03.05.2023).

88 AWS an Sophie Bernhardt, 24.08.1801. In: KAWS, <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-20/letters/view/508> (03.05.2023).

89 KS an AWS, 7. [bis 8.]05.[1801]. In: KAWS, <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-20/letters/view/680> (03.05.2023).

neuen Unterkunft in Jena.⁹⁰ Durch den Kontakt zu ihr, der die intendierte Vernetzung in Jena ermöglichte, gelang es Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, sich in der Gesellschaft unabhängig von Karoline Schlegel zu bewegen:

Sie [Karoline Schlegel; CJ] wird uns gar nichts angehen, und thun kann sie uns vollends nichts. Seitdem sie weg ist, fangen F[riedrich] und ich an sehr beliebt bey den Menschen zu werden, man nähert sich uns von mancher Seite man gewinnt mehr und mehr Zutrauen zu uns. So nehmen sich z. B. Paulusens mit vieler Freundschaft sich in weltlichen und geistlichen Dingen unsrer an[.]⁹¹

Das Ungleichgewicht im gesellschaftlichen Status bedrohte die familiär-intime Beziehung nicht. Stattdessen kam es durch die Asymmetrie angesichts der von Friedrich gesuchten sinnlichen Nähe zu einer „Überhitzung“ der Beziehung und Schlegel wurde zurückgewiesen. Eine schriftliche Mitteilung, die als Medium Nähe schafft, kann diese auch „durch zu viel Nähe zerstör[en]“⁹². Laut Reichlin-Meldegg fühlte sich Karoline Paulus ihrerseits zu ihm und Dorothea Veit „ihrer seltenen Geistes- und Gemüthskräfte wegen“⁹³ hingezogen. Dass Paulus seinen Flirt bis zu einem gewissen Grade erwidert haben muss, legt die Äußerung nahe, „Es scheint fast, als hätte ich mich geirrt“.⁹⁴ Typisch für einen Liebesbrief ging es hier um die „Vergewisserung über die Gefühle des bzw. der Anderen.“⁹⁵ Zwar sind Paulus' Gegenbriefe nicht überliefert, doch Schlegels Aussagen legen eine heftige Ablehnung nahe. Der Bruch, dem er mit den Worten „daß Du mich so mutwillig beleidigen konntest“⁹⁶ Ausdruck gibt, schien zwischen dem zweiten und dritten Billet,⁹⁷ vermutlich während einer persönlichen Begegnung, geschehen zu sein. Schlegel sprach seine Enttäuschung offen aus: „Soll ich der Hoffnung auf Deine Liebe ganz entsagen?“⁹⁸ Er, aber auch Dorothea Veit, traten in der Kommunikation mit ihr als ‚Unruhestifter‘ auf.⁹⁹ Im letzten der vier Billets griff Friedrich Schlegel dann die religiöse Semantik auf, die Karoline Paulus vermutlich in ihrer verlorenen gegangenen Gegenkorrespondenz eingesetzt hatte, um ihn auf Distanz zu halten: „Aber Deine Hoffnung, Dein Glauben sind mir über alles heilig und schön“; er zerstreute ihre religiös motivierten Bedenken („als entweihe Dich meine Umarmung“) und sprach von „jener göttlichen Hoffnung“.¹⁰⁰ Karoline Paulus hatte diese Billets dennoch aufbewahrt, was ihren Wert für sie unterstreicht. Sie befinden sich heute im Familiennachlass in der Universitätsbibliothek Heidelberg.¹⁰¹

90 Vgl. DV an F. Schleiermacher, 16.06.1800. In: KFSa XXV, Nr. 71, S. 121–126, hier S. 122.

91 DV an F. Schleiermacher, 04.07.1800. In: KFSa XXV, Nr. 77, S. 133–135, hier S. 134.

92 Breuer/Lindemann: Lange Briefe, S. 196.

93 Reichlin-Meldegg: *Heinrich Eberhard Gottlob Paulus*, Bd. 2, S. 315.

94 FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 123, S. 206.

95 Roman Lach: Der Brautbrief. In: *Handbuch Brief*. Hrsg. von Matthews-Schlingzig [u. a.], S. 515–523, hier S. 515.

96 FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 123, S. 206.

97 Zwischen FS an KP, [November 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 122, S. 205 und FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 123, S. 206.

98 FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 123, S. 206.

99 Beide thematisieren Karolines Wunsch nach Ruhe, vgl. FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 124, S. 206, DV an KP, [Oktober 1799]. In: KFSa XXV, Nr. 11, S. 16.

100 FS an KP, [Dezember 1800]. In: KFSa XXV, Nr. 124, S. 206.

101 Vgl. UB Heidelberg, Sign. Heid.Hs. 860.

Friedrich Schlegel nahm in seinen Billets Karoline Paulus, die von Goethe als anregende Gesprächspartnerin geschätzt wurde,¹⁰² nicht als intellektuell ebenbürtige Frau wahr, sondern rückte die körperliche Verbindung und das frivole Spiel mit Andeutungen in den Vordergrund. Im frühromantischen Zirkel wurden Geschlechterunterschiede ansonsten, gemäß Schlegels Forderung für sein Schaffen „fruchtbar“ gemacht.¹⁰³ Neben dem sexuellen und emotionalen Interesse Schlegels spielten in dem Verhältnis zu Paulus, besonders in Dorothea Veits Billets, auch freundschaftlich-familiäre und strategische Aspekte eine Rolle. Es ging um die gesellschaftliche Position des Paares und um seine berufliche Zukunft in Jena. Für Letzteren wurde die Patronage und die Verbindung zu Karoline Paulus' Ehemann spätestens 1801 nützlich, als dieser sich im Konflikt um Schlegels Disputation als fest angestellter Professor auf seine Seite stellte und seinen Einfluss beim Senat der Universität geltend machte.¹⁰⁴

IV. Intellektuelle Intimität: Epistolare Erweiterung des Salons

Der frühe Briefwechsel Friedrich Schlegels mit Rahel Levin kann die vorangehenden Beobachtungen ergänzen, obwohl er teilweise mit ihnen kontrastiert. Auch mit Rahel Levin trafen Dorothea Veit und Friedrich Schlegel im Laufe der Jahre immer wieder an verschiedenen Orten zusammen. Im Sommer 1797 lernte er im Salon von Henriette Herz in Berlin nicht nur Brendel Veit, die sich später Dorothea nannte, kennen. Im August traf er dort auch auf ihre Jugendfreundin Rahel Levin.¹⁰⁵ Laut Helmina von Chézy schwankte Friedrich Schlegel zu Beginn zwischen den beiden Freundinnen. Umgekehrt scheint auch Rahel Levin von Schlegels Intelligenz angezogen worden zu sein.¹⁰⁶ „[S]ie hat Friedrichs Geist erkannt und ihn geliebt als er noch ein Gegenstand der allgemeinen Verfolgung war“.¹⁰⁷ Auch in diesem Fall spielte Dorothea Veit eine wichtige Rolle in der Beziehung. Nach Rahel Levins Tod schrieb sie über ihre Freundin:

Was mir in Rahel lieb und verwandt lebte – ich liebte sie von früher Jugend, von zarter Kindheit an, das ward mir durch ihr Gefühl für Friedrich nur noch geheiligter – ich habe sie in den verschiedensten Farben Spielen ihres reichen regen Geistes erkannt und geliebt, und wir waren uns nah, wie auch die äußere Gestaltung des Lebens von einander abwich.¹⁰⁸

Die Korrespondenz Friedrich Schlegels mit Rahel Levin zwischen 1800 und 1804 umfasst Briefe und Billets verschiedener Beziehungsphasen und Aufenthaltsorte. Die

102 Vgl. Reichlin-Meldegg: *Heinrich Eberhard Gottlob Paulus*, Bd. 1, S. 334 u. Bd. 2, S. 188; Vgl. KFSa XXV, Anm. 9 zu Nr. 18, S. 391.

103 Vgl. Christiane Klein: ‚[S]o sind wir beyde sehr gesonnen unsre Hoffnung auf die Frauen zu setzen‘. Die Positionen von Caroline Schlegel und Dorothea Veit auf dem Jenaer Romantikertreffen. In: *Das Jenaer Romantikertreffen im November 1799*. Hrsg. von Petersdorff/Breuer, S. 119–138, hier S. 138.

104 Vgl. KFSa XXV, S. 697.

105 Vgl. Breuer: *Athenaeum und romantische Schule*, S. 9.

106 Vgl. Rahel Levin (RL) schreibt 1797: „Das ist ein Kopf, worin Operationen geschehen; [...] Wenn ich ihn nur werde kennen lernen; ich meine, wenn ich nur etwas für ihn bin.“, RL an Karl Gustav von Brinckmann, 02.08.1797. In: Hans Eichner: *Friedrich Schlegel im Spiegel seiner Zeitgenossen*. Hrsg. von Hartwig Mayer/Hermann Patsch. Würzburg 2012, Bd. 1, A95, S. 89.

107 Dorothea Schlegel an Karl August Varnhagen von Ense, 03.04.1812. In: KFSa XXVIII, Nr. 193, S. 237–242, hier S. 239.

108 Vgl. Dorothea Schlegel an Karl August Varnhagen von Ense, 29.05.1833. In: *Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen*. Hrsg. von Ernst Wieneke, Nr. 352, S. 548–550.

unterschiedlichen Rahmenbedingungen bestimmten auch die Form der Mitteilungen, etwa ihre Länge oder die Ausgestaltung, wenn im Billet z.B. auf eine Anrede verzichtet wird. Die Briefe und Billets unterscheiden sich, nicht nur aus medialen Gründen, stilistisch und inhaltlich deutlich von den Briefen an Karoline Paulus. Während es Schlegel bei Karoline Paulus auch um ein Spiel mit der körperlichen Anziehung ging, bemühte sich Schlegel gegenüber Rahel Levin um einen intellektuellen Austausch, der die räumliche Distanz überbrückte. Für ihn war und blieb sie ein intellektuell anregendes Mysterium, wenn er schreibt: „Recht begriffen habe ich Sie nicht, Liebe.“¹⁰⁹ Berlin, wo Rahel Levin lebte, war neben Jena ein weiteres Zentrum der frühromantischen Kommunikation.¹¹⁰ Im Januar 1802 bedauerte Schlegel, Berlin wieder verlassen zu müssen. Er war dort ohne Dorothea Veit zu Besuch und wünschte sich mehr Zeit für Gespräche mit Levin.¹¹¹ Seine Briefe an sie dienten ihm als funktionale Ergänzung des Salons, die neben dem persönlichen Gespräch existierten.¹¹² In Phasen größerer Trennung ersetzte der Brief die persönliche Begegnung, indem er „die geknüpften Kontakte [...] in brieflichen Gesprächen“¹¹³ fortführte. Im April 1802 vermisste Schlegel Levin und forderte längere Briefe von ihr ein.¹¹⁴ Er möchte ihr „näher“ kommen.¹¹⁵ Seine Briefe sind auch in diesem Fall voll von witzigen Metaphern und Anspielungen. Er gibt Lektüreempfehlungen und möchte ihre Meinung zu seinen Projekten erfahren. Auch reagierte er auf ein Urteil Levins über die *Lucinde*, legte seine Reime gegen Schiller bei und hoffte auf ihre Meinung.¹¹⁶ Auch in späteren Jahren, als ihre Lebensmodelle bereits stark divergierten, interessierten sich Friedrich und Dorothea Schlegel für Rahel Levins Einschätzungen: „ihr Urtheil über Geisteswerke besonders, ist mir ganz überaus wichtig, denn ich kenne sie von jeher als eine nicht gewöhnliche Leserin; [...] Herzlich freuet sich auch Friedrich daß sie die historischen Vorlesungen schätzt und liebt“.¹¹⁷ Er ist neben ihrem Bruder Ludwig Robert, Karl Gustav von Brinckmann oder Friedrich Gentz, ein weiterer Korrespondenzpartner, der von Rahel Levin im „collaborative exchange“¹¹⁸ beeinflusst wurde.¹¹⁹ Dass die langjährige Korrespondenz auch für Dorothea Veit/Schlegel intellektuell anregend gewesen ist, hat Dampc-Jarosz herausgearbeitet: Levin ist für D. Schlegel ein wichtiger „Auslöser des Denkvorgangs“¹²⁰ – ihre Briefe bieten den Raum für eine Art Selbstgespräch.¹²¹ Auch wenn Friedrich Schlegel an Rahel Levin schrieb, wurde er intellektuell gefordert: „Ich hatte gestern weder Dinte noch Zeit noch Verstand um Ihnen zu schreiben.“¹²² Er brauchte also auch in einem kurzen Billet Verstand, wenn er sich ihr zuwandte. Das

109 FS an RL [Januar 1802]. In: KFSA XXV, Nr. 221, S. 321.

110 Vgl. Bamberg: Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik, S. 1040.

111 Vgl. FS an RL, [Januar 1802]. In: KFSA XXV, Nr. 221, S. 321.

112 Vgl. Lund: *Berliner „jüdische Salon“*, S. 139.

113 Dampc-Jarosz: *Geselligkeit und ihre Formen*, S. 197.

114 FS an RL, 01.04.1802. In: KFSA XXV, Nr. 247, S. 345.

115 Zur Typologisierung langer Briefe vgl. Breuer/Lindemann: *Lange Briefe*, S. 196.

116 Vgl. FS an RL, 01.04.1802. In: KFSA XXV, Nr. 247, S. 345.

117 DS an Karl August Varnhagen von Ense, 03.04.1812. In: KFSA XXVIII, Nr. 193, S. 237–242, hier S. 239.

118 Laura Deiulio: *The Correspondence of Rahel Levin Varnhagen and Ludwig Robert. Epistolary Writing as a Space for Symphilosophieren*. In: *Gender, Collaboration, and Authorship in German Culture: Literary Joint Ventures, 1750–1850*. Hrsg. von John B. Lyon/Laura Deiulio. New York 2019, S. 227–252, hier S. 229.

119 Vgl. ebd., S. 250.

120 Dampc-Jarosz: *Geselligkeit und ihre Formen*, S. 200.

121 Vgl. ebd.

122 FS an RL, [Dezember 1801]. In: KFSA XXV, Nr. 219, S. 320.

verband Rahel Levin mit Karoline Schlegel, die als Kritikerin für Schlegels Schaffen von großer Bedeutung war, z.B. bei der Entstehung der *Lucinde*.¹²³ Mit den Briefen an sie setzte Schlegel die „besondere Form der kommunikativen Produktivität“¹²⁴ des Jenaer Kreises teilweise fort, erreichte aber nicht das „epistolarische Symphilosophieren“, das für die Frühromantik konstitutiv war.¹²⁵ Levin kompensierte, auch als Briefpartnerin, ab 1801 die ihm entfremdete Schwägerin.¹²⁶ Für Friedrich Schlegel war sie durchgehend eine ebenbürtige Gesprächspartnerin, deren Urteil er schätzte und einforderte. Auch in seiner späten Lebensphase suchte sich Schlegel gebildete Briefpartnerinnen und Vertraute.¹²⁷

V. Fazit: Formen der Intimität

In der Korrespondenz Friedrich Schlegels lassen sich verschiedene Formen und Funktionen von Intimität identifizieren. Sein Verhältnis zu Karoline Paulus ist in seinen Billets sinnlich bis frivol. Er drückt sein Begehren mal dezent floriographisch, mal explizit aus. Auch Dorothea Veit verband mit Paulus ein inniges Verhältnis, eine freundschaftlich-familiäre Intimität. Verschiedene Formen von Asymmetrie bedrohten dabei die Beziehung. Einerseits stieß Friedrich Schlegels Werben um die Professorenehefrau auf Ablehnung, was im Laufe des Schriftwechsels immer deutlicher wird. Schlegels erotische Bemühungen blieben einseitig. Ein weiterer Faktor der Asymmetrie ergab sich aus der gesellschaftlichen Position der Korrespondierenden. Die erotischen und freundschaftlichen Formen der Intimität wurden von der taktischen Bedeutung der Vernetzung mit Karoline Paulus unterlaufen. Durch ihr intimes Verhältnis zu Paulus traten Schlegel und Veit in deren gesellschaftliches Netzwerk ein, gewannen wichtige Fürsprecher:innen und damit Vorteile, besonders für Schlegels akademische Ambitionen. Dorothea Veit war dabei ein fester Bestandteil der Beziehungen. Schlegels Liebeswerben und Veits Freundschaft schlossen sich nicht aus. Im Gegenteil: Diese Einzelinteressen nutzten den gemeinsamen Zielen, die die beiden als eigenständig agierende Akteur:innen verfolgten. Mit Karoline Paulus war das Paar in einem freundschaftlichen Verhältnis der Patronage verbunden.

Bei Rahel Levin stand in Friedrich Schlegels Korrespondenz, die den Salon als sozialen Raum ergänzt, geistige Nähe und gegenseitige Wertschätzung im Vordergrund. Der Austausch über Werkprojekte und Lektüren setzten Verständnis und Vertrauen voraus – eine intellektuelle Intimität, die wechselseitige Eingriffe implizierte. Sowohl Karoline Paulus als auch Rahel Levin gewinnen mit der Entfremdung von Karoline Schlegel ab 1801 an Bedeutung, insofern sie nun kompensatorische Funktionen übernahmen. Schlegel begegnete den Korrespondentinnen mit unterschiedlichen Interessen. Frauen wie Rahel Levin, Dorothea Veit oder Karoline Schlegel wurden von ihm offenbar als intellektuell anregend wahrgenommen. Die Beziehungen zu Karoline

123 Vgl. Barbara Becker-Cantarino: „Feminismus“ und „Emanzipation“? Zum Geschlechterdiskurs der deutschen Romantik am Beispiel der *Lucinde* und ihrer Rezeption. In: *Salons der Romantik*. Hrsg. von Hartwig Schultz. Berlin, New York 1997, S. 21–44, hier S. 25.

124 Bamberg: Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik, S. 1040.

125 Ebd., S. 1032.

126 Vgl. ebd., S. 1039.

127 Vgl. Porzer: Brief als Therapeutikum, S. 136.

Paulus (und auch Sophie Mereau) blieben in der Korrespondenz aber stark erotisch geprägt, obwohl alle Voraussetzungen für einen anregenden geistigen Austausch vorhanden gewesen wären.

Das Billet wurde von Schlegel als intellektuelle Spielform voller Mehrdeutigkeit genutzt. Der Brief war das passende Medium für das Regulieren von Nähe und Distanz, er konnte das persönliche Gespräch fortführen und Nähe schaffen. Die (Brief-)Beziehung mit Karoline Paulus oszillierte in den 20 Jahren, in denen sie aufrechterhalten wird, erheblich zwischen Nähe und Distanz. Mal war der Kontakt eng und vertraut, mal förmlich und distanziert. Dass trotz des abgewiesenen Werbens und Bedrängens Friedrich Schlegels sich die Beziehung wieder normalisieren und sich auch später intensivieren konnte, wird bei einem Blick auf die Gesamtkorrespondenz mit dem Ehepaar Paulus deutlich. Friedrich Schlegel ging 1800 vom ‚Sie‘ zum ‚Du‘ und später (ab 1804) wieder zum ‚Sie‘ über. In Köln war Karoline Paulus, besonders für Veit eine Sehnsuchtsfigur.¹²⁸ Der überlieferte Briefwechsel erreichte 1805 seinen quantitativen Höhepunkt. 1818 versuchte Friedrich Schlegel im Streit zwischen seinem Bruder August Wilhelm und dessen junger Ehefrau Sophie, der Tochter des Ehepaares Paulus, mit einem Schreiben an die Mutter Karoline Paulus die Spannungen zu schlichten.¹²⁹ Mit diesem Streit endete die langjährige Korrespondenz zwischen den Ehepaaren. Es sind keine weiteren Briefe überliefert. Auch mit Rahel Levin gab es Phasen der Nähe und der Distanz (zwischen 1806 und 1814 sind bisher keine Briefe nachgewiesen). Danach sind bis 1818 Briefe zwischen Friedrich Schlegel und Rahel Levin Varnhagen überliefert und bis 1827 nachweisbar. Eine ausführliche Untersuchung von Friedrich Schlegels Liebes- und Freundschaftsbeziehungen zu Frauen, besonders im Längsschnitt, wäre wünschenswert und verspräche auch neue Erkenntnisse zu Friedrich Schlegels Frauenbild und seiner Beziehung zu Dorothea Veit/Schlegel.

128 Vgl. z. B. Dorothea Schlegel an KP, 26.10.1804. In: KFSA XXVI.I, Nr. 251, S. 264.

129 Vgl. FS an KP, 24.02.1819. In: KFSA XXX, S. 89–91.

Dorothea Schlegel als Reiseliteratin. Briefe aus Italien im Mai 1818 an Friedrich Schlegel

Abstract

Von ihrer Reise nach und durch Italien berichtet Dorothea Schlegel dem in Frankfurt verbleibenden Friedrich Schlegel in verschiedenen Briefen im Mai 1818. In den Briefen aus Mailand beschreibt sie ausführlich ihre Eindrücke und Erlebnisse; dabei nimmt Napoleons Einfluss auf die Landschaft, Kultur und Architektur Italiens eine besondere Stellung ein. Italien wird von Schlegel zwar als romantischer Sehnsuchtsort präsentiert, dient aber auch als Aushandlungsort, um die eigene politische, religiöse und gesellschaftliche Position zu reevaluieren und zu festigen. In den Briefen entwickelt Schlegel ihre eigene Perspektive auf Italien, die im Rahmen des Artikels im Anschluss an Forschungsbeiträge zur Gattung der Reiseliteratur als Reisebriefe perspektiviert werden. Die Art und Weise, wie sie sich das Land über eine Verbindung von Kunst, Religion, Identität, Herkunft und Politik erschreibt, rückt Dorothea Schlegel in der Rolle einer Reiseschriftstellerin in den Blick.

Im April 1818 trat Dorothea Schlegel ihre Reise nach Italien an. Über den Simplonpass reiste sie von Brig in der Schweiz zunächst nach Mailand, von dort nach Parma, Modena, Florenz und anschließend nach Rom. Dort lebte sie von 1818 bis 1820 bei ihren beiden Söhnen Johannes und Philipp Veit, die der nazarenischen Malergruppe angehörten. Von der Reise und ihrem Aufenthalt sind circa 80 Briefe überliefert, in denen Schlegel über ihre Eindrücke und ihr Leben in Italien schreibt. In der Forschung finden diese Briefe jedoch trotz ihrer Wichtigkeit für die romantische Italienrezeption sowie für die Gattung der Reiseliteratur kaum Beachtung. Das verwundert nicht, da den Italienwahrnehmungen von Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts und ihren literarischen Erzeugnissen bisher nur am Rande Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Ausnahmen bilden die Publikationen von Christina Ujma, Karin Baumgartner und Annegret Pelz, die in ihren Studien deutschsprachige Schriftstellerinnen, deren Italienreisen und die Gattung Reiseliteratur fokussieren.¹ Der vorliegende Artikel schließt an diese wichtigen Vorarbeiten an und betrachtet D. Schlegel ausgehend von ausgewählten Briefen als Reiseliteratin. Im Zentrum der Untersuchung steht ein Brief an Friedrich Schlegel, der zwischen dem 3. und 6. Mai 1818 in Mailand verfasst worden ist. In diesem berichtet D. Schlegel rückblickend von der Simplonüberquerung, formuliert aber auch ihre Eindrücke von Mailand. In der im Folgenden vorgenommenen Analyse werden diese Berichte durch weitere ausgewählte Briefstellen ergänzt. Bevor das Italienbild D. Schlegels und ihre Stellung als Reiseliteratin innerhalb der romantischen Tradition anhand des Briefes exemplarisch herausgearbeitet wird, folgt ein kurzer Überblick zur Stellung Italiens innerhalb der deutschsprachigen Reiseliteratur.

1 Vgl. Christina Ujma: *Stadt, Kultur, Revolution. Italienansichten deutschsprachiger Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts*. Bielefeld 2017; Annegret Pelz: *Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften*. Köln, Weimar, Wien 1993; Karin Baumgartner *Packaging the Grand Tour: German Women Authors Write Italy, 1791–1874*. In: *Women in German Yearbook: Feminist Studies in German Literature & Culture*. 31/2015, S. 1–27; Carola Hilmes: *Geselligkeit in Berlin und Rom. Henriette Herz, Friedrich Schleiermacher, Dorothea Schlegel*. In: *„jetzt kommen andere Zeiten angerückt“*. *Schriftstellerinnen der Romantik*. Hrsg. von Martina Wernli. Berlin 2022, S. 55–78.

I. Italien in der romantischen Reiseliteratur

Als Sehnsuchtsland prägte Italien² die deutschsprachige Literatur der Romantik maßgeblich. In den verschiedenen literarischen Texten der Zeit, wie etwa Joseph von Eichendorffs *Aus dem Leben eines Taugenichts*, wurde Italien als paradiesischer Ort beschrieben. Auch in zeitgenössischen Reiseberichten nahm Italien eine prominente Stellung ein, begaben sich doch viele Autor:innen und Intellektuelle auf den Weg in das Land³ und schrieben ihre Erlebnisse in Form von Reiseliteratur nieder – zu nennen sind hier exemplarisch Goethes *Italienische Reise* (1813–1817) und Ludwig Tiecks *Reisegedichte* (1805–1806 verfasst, aber erst 1823 erschienen).⁴ Die literaturwissenschaftliche Forschung hat sich den Italiendarstellungen in der Literatur umfassend gewidmet und diese zudem mit Reisebeschreibungen in Bezug gesetzt.⁵ Doch in den Ausführungen, darauf verweist Ujma zu Recht, überwiegt die Konzentration auf reisende Autoren, wodurch der Eindruck entstehen könne, „Italien sei ein Land gewesen, in das entweder nur Männer reisten oder das nur von Männern beschrieben wurde.“⁶ Dass zahlreiche Romantikerinnen Italien bereisten und ihre Erfahrungen in Form von Briefen und Reiseberichten dokumentierten, wurde bisher kaum betrachtet. Der Ausschluss dieser Perspektive bedeutet jedoch die Vernachlässigung eines wichtigen Teils der Gattung ‚Reiseliteratur‘, der im Rahmen dieses Artikels nun in den Mittelpunkt gerückt wird. Indem D. Schlegel im Folgenden als Reiseliteratin perspektiviert wird, kann die Reihe romantischer Reiseliteratinnen zum einen um eine Person ergänzt, zum anderen eine neue Perspektive auf D. Schlegel als Intellektuelle eröffnet werden.

Mit der Reiseliteratur hat sich die literaturwissenschaftliche Forschung ebenfalls eingehend auseinandergesetzt und die Entwicklung der Gattung mitsamt ihren verschiedenen Ausprägungen von der Pilgerreise bis hin zu Reiseblogs nachgezeichnet.⁷

-
- 2 Vgl. exemplarisch zu Italien in der (romantischen) Literatur Pelz: *Reisen durch die eigene Fremde*; Attilio Brilli: *Reisen in Italien. Die Kulturgeschichte der klassischen Italienreise vom 16. bis 19. Jahrhundert*. Köln 1989; Golo Maurer: *Italien als Erlebnis und Vorstellung. Landschaftswahrnehmung deutscher Künstler und Reisender 1760–1870*. Regensburg 2015; Ujma: *Stadt, Kultur, Revolution*.
 - 3 Vgl. dazu auch die interaktive Landkarte im Romantikmuseum, welche eine Übersicht liefert: <https://chronotopos-romantik.freies-deutsches-hochstift.de/en/locations/rom> (23.05.2023).
 - 4 Vgl. dazu exemplarisch Golo Maurer: *Heimreisen: Goethe, Italien und die Suche der Deutschen nach sich selbst*. 2. Auflage. Hamburg 2022; Achim Aurnhammer: *Goethes „Italienische Reise“ im Kontext der deutschen Italienreise*. In: *Goethe-Jahrbuch* 120/2003, S. 72–86; Wolfgang Adam: *Kleine Begebenheiten aus Italien: Ludwig Tiecks Reisegedichte*. In: *Texte, Bilder, Kontexte. Interdisziplinäre Beiträge zu Literatur, Kunst und Ästhetik der Neuzeit*. Hrsg. von Ernst Rohmer/Werner Wilhelm Schnabel/Gunther Witting. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum *Euphorion* 36), S. 118–147.
 - 5 Baumgarten verweist darauf, dass zwischen 1750 und 1870 mehr als 140 Reiseberichte in deutscher Sprache publiziert worden sind. Vgl. Baumgarten: *Packaging the Grand Tour*, S. 3.
 - 6 Ujma: *Stadt, Kultur, Revolution*, S. 11. Ein ausführliches bibliographisches Verzeichnis von Reiseberichten, die von Frauen verfasst worden sind, legen auch Annegret Pelz und Wolfgang Griep vor: *Frauen reisen. Ein bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Frauenreisen 1700 bis 1810*. Bremen 1995.
 - 7 Vgl. u.a. Hermann Bausinger/Klaus Beyrer/Gottfried Korff (Hrsg.): *Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. München 1991; Peter J. Brenner: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie einer Gattungsgeschichte*. Tübingen 1990 (= 2. Sonderheft. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte in der deutschen Literatur*); Anne Fuchs/Theo Harden: *Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne*. Heidelberg 1995; Andreas Keller/Winfried Siebers: *Einführung in die Reiseliteratur*. Darmstadt 2017; Barbara Korte/Anna Karina Sennfelder: *Travel, Writing and the Media. Contemporary and Historical Perspectives*. New York, London 2022; Albert Meier: *Textsorten-Dialektik. Überlegungen zur Gattungsgeschichte des Reiseberichts im späten 18. Jahrhundert*. In: *Neue Impulse der Reisetforschung*. Hrsg. von Michael Maurer. Berlin 1999, S. 237–245.

Folgt man einem weiten Begriff der Reiseliteratur umschließt dieser alle Texte, die sich mit der Beschreibung einer bereits erlebten beziehungsweise in der Zukunft liegenden Reise beschäftigen. Unter der Oberkategorie ‚Reiseliteratur‘ zählen (I) Reiseführer und Reisehandbücher, (II) wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Reiseschriften, (III) Reisetagebücher, Reisebriefe und Reisebeschreibungen und (IV) Reiseromane und -novellen.⁸ Die im Rahmen des Artikels zu untersuchenden Briefe Schlegels sind unter dem dritten Punkt zu verorten. In ihren Briefen verfasst sie Beschreibungen ihrer Reisen, die aber nicht für die Veröffentlichung bestimmt, sondern vielmehr an einen privaten Kreis, wie etwa Friedrich Schlegel, adressiert sind. Es handelt sich somit um private Reiseliteratur respektive Reisebriefe.

Gerade im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts stieg die Zahl der Veröffentlichungen von Reisebeschreibungen stark an.⁹ Meistens entwickelte sich Reiseliteratur aus autobiographischen Schriften¹⁰ wie privaten Briefen, die anschließend in Form von Reiseführern oder Reisehandbüchern publiziert wurden. Entsprechend kam dem Reisen um 1800 eine doppelte Funktion zu: Man reiste „nicht nur, um zu leben, sondern man reiste auch, um dann nach der Heimkehr darüber zu schreiben.“¹¹ Aufgrund vielfach publizierter Reiseberichte und vorgenommenener Übersetzungen entfaltete sich in diesem Zeitraum, so Karin Baumgartner, ein „international knowledge system“¹²: Das Wissen, das sich die Akteur:innen auf Reisen aneigneten, wurde mittels ihrer Publikationen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts avancierte Italien zu einem beliebten Ziel,¹³ das vermehrt auch Frauen bereisten, u.a. weil das Land gut erschlossen war¹⁴ – jedoch existierte ein maßgeblicher Unterschied zwischen reisenden Männern und Frauen. Denn Frauen konnten um 1800 meistens erst dann Reisen antreten, wenn sie keine mütterlichen Pflichten mehr erfüllen mussten und ihre Kinder erwachsen waren. Generell ist jedoch davon auszugehen, dass nur ein sehr kleiner privilegierter Anteil der weiblichen Bevölkerung die Möglichkeit hatte, tatsächlich auf Reisen zu gehen. Da gebildete und wohlhabende Frauen ihre Heimorte meistens nicht verlassen konnten, griffen sie auf Reiseliteratur zurück, um andere Städte und Länder imaginär zu bereisen.¹⁵

Trotz dieser geschlechterspezifischen Hürden sind eine Reihe reisender Frauen aus dem deutschsprachigen Raum bekannt, die ihre Berichte veröffentlichten. Zu nennen sind hier exemplarisch Sophie von La Roches *Journal einer Reise durch Frankreich, von der Verfasserin von Rosaliens Briefen* (1787) oder Friederike Bruns *Tagebuch*

8 Vgl. Meier: Textsorten-Dialektik, S. 237. Vgl. auch Manfred Link: *Der Reisebericht als literarische Kunstform von Goethe bis Heine*. Köln 1963. Meier verweist zu Recht auf die Gattungshybridität der Reiseliteratur und erklärt, dass die Grenzen zwischen den verschiedenen Subgattungen fließend sind.

9 Vgl. Thomas Grosser: Reisen und soziale Eliten. Kavaliertour – Patrizierreise – bürgerliche Bildungsreise. In: *Neue Impulse der Reisetforschung*. Hrsg. von Michael Maurer. Berlin 1999, S. 135–176, hier S. 135.

10 Vgl. Baumgartner: *Packaging the Grand Tour*, S. 1.

11 Holländer: *Reisen – die weibliche Dimension*, S. 207.

12 Karin Baumgartner: *Travel, Tourism, and Cultural Identity in Mariana Starke's Letters from Italy (1800) and Goethes Italienische Reise (1816–1817)*. In: *Publications of the English Goethe Society*. 58/2014, Nr. 3, S. 177–195, hier S. 179.

13 Vgl. Hilmes: *Geselligkeit in Berlin und Rom*, S. 56. Vgl. weiter zu Rom als „Treffpunkt der Kulturen“: Paolo Chiarini/Walter Hinderer (Hrsg.): *Rom – Europa. Treffpunkt der Kulturen. 1780–1820*. Würzburg 2006.

14 Vgl. Pelz: *Reisen durch die eigene Fremde*, S. 116.

15 Vgl. Sabine Holländer: *Reisen – die weibliche Dimension*. In: *Neue Impulse der Reisetforschung*. Hrsg. von Michael Maurer. Berlin 1999, S. 189–210, hier S. 190.

einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz (1800), *Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien* (Erster Band, 1806) oder *Sitten- und Landschaftsstudien von Neapel und seinen Umgebungen* (1818).¹⁶ In Bezug auf La Roche betont Sabine Holländer in ihrem Aufsatz *Reisen – die weibliche Dimension*, dass Reisen für Schriftstellerinnen im 18. Jahrhundert eine „doppelte Bestimmung“ hatte: „Als Wissensaneignung für sie selber und als Wissensvermittlung für ihre weibliche Leserschaft.“¹⁷ Die Reise in ein fernes Land ermöglichte Autorinnen sowie Autoren, die Auseinandersetzung mit dem kulturellen und intellektuellen Leben vor Ort, wie es ebenfalls in Schlegels Briefen zu beobachten ist. Diese besuchte während ihres Aufenthalts in Mailand verschiedene Kirchen sowie Galerien und schrieb über ihre Eindrücke. Innerhalb der Beschreibungen kontrastiert sie ihre Beobachtungen mit ihrem bereits erworbenen Wissen, beispielsweise mit einem Besuch im Louvre in Paris.¹⁸ Die nach der Rückkehr in die Heimat veröffentlichten Reiseberichte boten – gerade für Autorinnen – eine Chance, literarisch zu publizieren und in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden.¹⁹ Die Reiseberichte sind deshalb, so argumentiert Baumgartner, als „description of individual development through the act of traveling“²⁰ zu lesen. Die Reisenden lernen sich selbst sowohl durch den Akt des Reisens als auch anschließend durch die schriftliche Fixierung der Erlebnisse kennen.

Dass D. Schlegel mit der Gattung der Reiseliteratur vertraut war, zeigt ein Brief an Friedrich Schleiermacher, der auf den 06. Januar 1800 datiert ist und in dem sie auf italienische Reisebeschreibungen verweist.²¹ Es ist deshalb davon auszugehen, dass D. Schlegel populäre Reisedarstellungen bekannt waren und dass ihre Wahrnehmung des Landes durch diese „Lektüre- und Kunsterfahrungen“²² geprägt war – eine Beobachtung, die Wolfgang Adam beispielsweise für die *Reisegedichte* Ludwig Tiecks formuliert. Adam erklärt, dass die Lyrik Tiecks „in komplexen intertextuellen und intermedialen Relationen“²³ zu kulturellen und literarischen Produktionen der Zeit steht. Auch für D. Schlegels Briefe und ihr Italienbild ist eine ähnliche Verflechtung zu konstatieren. Neben literarischen Reiseberichten bildet einen dieser Stränge D. Schlegels 1801 publizierter Roman *Florentin*, der sich auf verschiedenen Ebenen als Auseinandersetzung mit Italien erweist. Zum einen rekurriert der Name des Protagonisten Florentin auf das Land Italien; zum anderen verbringt Florentin, der im Roman ständig

16 Vgl. für weitere Reiseberichte Pelz/Griep: Frauen reisen.

17 Holländer: *Reisen – die weibliche Dimension*, S. 199.

18 Vgl. Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.04.1818. In: Friedrich Schlegel: *Vom Wiener Kongress zum Frankfurter Bundestag (10. September 1814–31. Oktober 1818)*. Bd. XXIX. Mit Einleitung und Kommentar hrsg. von Jean-Jaques Anstett unter Mitarbeit von Ursula Behler. Paderborn, München, Wien 1980, S. 469 f. Im Folgenden wird dieser Band der *Kritischen Friedrich-Schlegel-Ausgabe* unter der Verwendung der Sigle ‚KFSÄ XXIX‘ zitiert. Die Briefe werden zudem unverändert im originalen Wortlaut und mit der entsprechenden Orthografie wiedergegeben. D. Schlegel schreibt: „Eine schöne Copie der Giardiniera, angeblich von Julio Romano, bemerkte ich noch. Merkwürdig war mir die Giardiniera wieder hier zu finden, die wir zusammen in Paris gesehen.“

19 Vgl. Ujma: Stadt, Kultur, Revolution, S. 12.

20 Karin Baumgartner: Einleitung. In: *Colloquia Germanica*. 46/2013, Nr. 3, Themenheft: Reiseliteratur Gastherausgeberin: Karin Baumgartner, S. 203–209, hier S. 203.

21 „Ich lese nemlich in einer Italänischen Reisebeschreibung, daß die Italäner, in Stenzen improvisiren“. Dorothea Veit an Friedrich Schleiermacher [06. Januar 1800]. In: *Friedrich Schlegel: Höhepunkt und Zerfall der romantischen Schule/1799–1829*. Hrsg. von Hermann Patsch. Paderborn 2009, S. 39.

22 Adam: *Kleine Begebenheiten aus Italien*, S. 121.

23 Ebd.

auf Reisen ist, Stationen in Florenz und Rom, bevor er zu Romanbeginn bei Familie Schwarzenberg ankommt, sich mit Juliane und Eduard anfreundet und von seinen Erlebnissen berichtet. Während eines Ausflugs erfahren Juliane und Eduard von Florentins Kindheit und seiner Herkunft. Aufgezogen von einer Pflegemutter wurde dieser streng katholisch erzogen, geplant war ein klösterliches Leben für den jungen Florentin und seine Schwester. Doch gelang ihm im Alter von 15 Jahren die Flucht, woran sich ein Leben auf Reisen und die Suche nach der eigenen Bestimmung und Herkunft anschloss. Zunächst diente Florentin im Militär, anschließend verbrachte er neben Italien Zeit in England und Frankreich. Das Motiv der Reise steht in Schlegels Roman somit in direkter Verbindung mit identitätspolitischen Themen und mit Italien als Land. Florentins Reise erweist sich als Suche nach dem eigenen Selbst, es ist eine Art Entwicklungsreise.

D. Schlegels Briefe gilt es aufgrund der skizzierten Verbindung, vor dem Hintergrund der italienischen Reiseliteratur zu betrachten und zugleich als Auseinandersetzung mit der Gattung zu lesen. Gerade der im Zentrum meines Beitrags stehende Brief erscheint mehr als detaillierte Reisebeschreibung denn als ausschließlich persönlicher Brief: Aufgrund der Länge von mehr als vier gedruckten DIN-A4-Seiten als auch der ausführlichen sowie dichten Beschreibungen sprengt dieser den Informations- und Kommunikationsrahmen.²⁴ Die Antwort F. Schlegels auf den Brief aus Mailand (siehe Tab. 1) fällt deutlich kürzer aus.

II. Von Frankfurt über den Simplonpass nach Mailand

Euphorisch kündigte D. Schlegel ihre Reise nach Italien in einem Brief an Rahel Varnhagen an: „Eine sehr honette und gute Familie von Frankfurth reißt über Heidelberg, Carlsruhe, Basel etc nach Mailand in einem eignen, sehr bequemen Wagen. Mit dieser kömmt Ihre Freundin mit fort, nämlich *ich!*“²⁵ Gemeinsam mit „Familie di Giorgi“ begann D. Schlegel am 23. April 1818 ihre Reise nach Italien. Ziel der Reise war es, einige Zeit bei ihren beiden Söhnen Johannes und Philipp Veit in Rom zu verbringen. Insgesamt lebte sie zwei Jahre in der italienischen Hauptstadt. Mit Blick auf die Verbindung von Reise und Geschlecht hat die Forschung wiederholt darauf verwiesen, dass reisende Frauen um 1800 verschiedene Einschränkungen aufgrund ihres Geschlechts erfuhren. Das bedeutet konkret, dass sie Reisen oft nicht allein, sondern nur in männlicher Begleitung antreten durften, um mögliche Gefahren, beispielsweise auf unsicheren Routen, zu verhindern. Aus den Briefen D. Schlegels über ihre bevorstehende Italienreise gehen derartige Reisehindernisse nicht hervor; das könnte daran liegen, dass sie gemeinsam mit einer Familie den Weg nach Rom antrat, sich also nicht als Frau allein auf die Reise nach Italien begab.

Dorothea und Friedrich Schlegel standen über die gesamte Reise hinweg im regen Kontakt (siehe Tab. 1). Von D. Schlegels Abreise am 23. April bis zu ihrer Ankunft

²⁴ Vgl. zu langen Briefen aus medienwissenschaftlicher Perspektive Ulrich Breuer/Anke Lindemann: Lange Briefe, Überlegungen zu einem Medienformat am Beispiel der Briefe Dorothea Schlegels. Mit einem unveröffentlichten Brief Dorothea Schlegels im Anhang. In: *Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*. Hrsg. von Norman Kasper u.a.: Berlin, Boston 2021, S. 193–213.

²⁵ Dorothea Schlegel an Rahel Varnhagen von Ense, 08.04.1818. In: KFSa XXIX, S. 432.

am 03. Juni in Rom, also einem Zeitraum von knapp sechs Wochen, schrieben sich die beiden 16 Briefe. In diesen tauschten sie sich zum einen über tagesaktuelle Besonderheiten aus, wie F. Schlegels Erlebnisse in Frankfurt oder D. Schlegels Reiseerfahrungen. Zum anderen dienten die Briefe dazu, trotz der räumlichen Distanz Nähe zueinander aufzubauen beziehungsweise diese zu erhalten. So kommentieren die beiden beispielsweise ihre Briefwechsel, indem sie fragen, ob ein bestimmter Brief angekommen sei – „Hast du meinen Brief aus Grönzingen vom Sonnabend erhalten?“²⁶ – oder auf die Wartezeit zwischen den Briefen verweisen: „Soeben erhalte ich zu meiner unaussprechlichen Freude Deinen Brief aus Aarberg hinter Solothurn; ich habe lange darauf warten müssen, denn seit dem Briefe aus Krötzingen sind ganze sieben Tage ohne Brief vergangen“²⁷. Die Briefe können somit als beziehungsstiftende Elemente betrachtet werden, fungieren im Fall von D. Schlegel aber auch als Tagebuch, wie es im Folgenden zu zeigen sein wird.

Bevor D. Schlegel und ihre Reisegefährten den Weg nach Italien antraten, machten sie einen Zwischenstopp in Karlsruhe. Dort traf sich D. Schlegel, wie es aus einem Brief an F. Schlegel zu entnehmen ist, noch einmal für „einige Bissen“ mit Rahel Varnhagen und deren Mann, bevor sie die Weiterreise mit ihren „Reisepatronen“²⁸ fortsetzte. Trotz ihrer Freude auf den kommenden Aufenthalt in Italien nimmt D. Schlegel in diesem kurzen Brief einen Vergleich zwischen Deutschland und Italien vor, der zugunsten von Deutschland ausfällt: „Ein schöneres Land giebt es wohl schwerlich, auch in Italien schwerlich. Denn nicht der Himmel allein sondern auch die Erde ist schön hier, die Menschen und ihre Thätigkeiten, alles ist schön und edel und gebildet.“²⁹ Dass die geplante Reise nach Rom D. Schlegel dazu anhält, über ihre Herkunft zu reflektieren, wird an der Passage deutlich. Die schriftlichen Dokumentationen ihrer Fahrten nach und durch Italien können deshalb als Re-Evaluierung der eigenen soziopolitischen Position und als Arbeit am *nation-building* Deutschlands gelesen werden, zugleich markiert die Ausführung die Differenz zwischen Heimat und Fremde: „Ein schöneres Land giebt es wohl schwerlich“. An dieser Stelle bieten Adams Ausführungen zu Tiecks Reiselyrik produktiven Anschluss, da er konstatiert: „Tieck wird in Italien erst richtig zum Deutschen, die Begegnung mit der fremden Kultur führt zur neuen Wertschätzung der eigenen Herkunft“³⁰. D. Schlegel formulierte in ihren Briefen ebenfalls ihren eigenen Blick auf die italienischen Städte, die Menschen und die Geschichte, gleichsam nimmt sie in der Auseinandersetzung mit dem vermeintlichen Anderen ihren eigenen biographischen und kulturellen Hintergrund wahr. Hinter Karlsruhe setzte die Reisegemeinschaft aufgrund eines gebrochenen Wagenrads einen Zwischenstopp in Bad Krotzingen³¹ ein, bevor sie am 29. April in Brig ankamen. Von dort planten sie, den Simplon, einen Pass, der über die Alpen nach Italien führt, zu überqueren. Aufgrund einer „Lawine [...], die gestern den Weg unfahrbar machte“³², Gewitter und der Abwesenheit von Arbeitern am „Himmelfarth

26 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 27.04.1818. In: KFSa XXIX, S. 450.

27 Friedrich Schlegel an Dorothea Schlegel, 04.05.1818. In: KFSa XXIX, S. 464 f.

28 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 24.04.1818. In: KFSa XXIX, S. 444.

29 Ebd.

30 Adam: *Kleine Begebenheiten aus Italien*, S. 133. Er zitiert im Artikel auch die folgenden Verse aus einem Gedicht Tiecks: „Und ich mußte nach Rom gehen/Um erst recht stockdeutsch zu werden.“ Ebd.

31 Vgl. Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 25. April 1818. In: KFSa XXIX, S. 446–447.

32 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 29. April bis 02. Mai 1818. In: KFSa XXIX, S. 455.

Tage[]³³ verzögerte sich die Abreise jedoch um einige Tage. Am 1. Mai verfasste D. Schlegel schließlich einen Brief aus Domodossola, in dem ein „Hallelujah“ dem Datum vorangestellt ist und in dem es heißt: „Das war denn also der Simplon!“³⁴ Das „Hallelujah“ als verschriftlichter Ausruf kann als Erleichterung darüber gelesen werden, dass die Gruppe den Gebirgspass trotz der Gefahren, die von den Lawinen, Bergstürzen und großen Felsen ausgingen, sicher überquerte. Perspektiviert werden kann das „Hallelujah“ zudem als beziehungsstiftendes Element, durch welches D. Schlegel ihren Ehemann auf einer emotionalen Ebene adressiert. Sie verschriftlicht ihre Freude über den erfolgreichen Passübergang und vermittelt sie brieflich an F. Schlegel.

Im darauffolgenden Brief an F. Schlegel, der auf den Abend des 3. Mais in Mailand datiert ist, kommt D. Schlegel nochmals auf die unsichere Fahrt über die Alpen zurück:

Ich glaube, keine von Napoleons Thaten, trägt so das Gepräge seiner Individualität als dieser Weg über den Simplon. Das schnell wachsen ohne gründliche Unterlage, das scheinbar Ideenreiche und Weltverbessernde bei dem eigentlichen eigennützigen Zweck des Moments, denn einem jeden muß es in die Augen fallen, daß, was so aussieht, als wäre es für Jahrtausende errichtet, vielleicht kein Menschenalter erlebt [...] und so wird, trotz aller Anstrengung der ganze Riesenbau wieder ein grausliches Chaos werden, wie der Urheber selbst; und dabey haben die Steine und Baumwurzeln, die hervorragten, oft eine solche Aehnlichkeit von wilden Tieren und Ungeheuern, daß man oft gar nicht glaubt, auf der wirklichen Welt zu seyn: es würde einen gar nicht wundern, wenn einem in dieser Schreckenswelt ganz andre Geister als die unsrigen begegneten [...].³⁵

Aufgrund seiner technischen Komplexität galt der Simplonpass als „Weltwunder“³⁶. Als Pass durch die Alpen ermöglichte er die Erschließung der Berggruppe, was einen Anstieg des Verkehrs und damit einhergehend des Tourismus zur Folge hatte. „Bereits mit dem Alpenübergang“, so Annegret Pelz, „an der ‚Grenzscheide des Südens und des Nordens‘ (Goethe) beginnt für die Reisenden eine Schwellenerfahrung“³⁷. Neben der Wahrnehmung eines neuen kulturellen Raums verwies der Simplonpass ebenso auf die zu dieser Zeit rasante Entwicklung der Technik; gleichsam stand er symbolisch für die Herrschaft Napoleons – auf dessen Auftrag hin der Pass errichtet wurde.³⁸

Da D. Schlegel den Pass in ihrem Brief in direkter Verbindung mit Napoleon bringt, nimmt sie mit diesem Akt eine Bewertung seiner politischen Handlungen vor. Insbesondere während ihres ersten Aufenthalts in Wien von 1808 bis 1816 setzte sie sich, wie ihr Ehemann Friedrich Schlegel, intensiv mit Napoleon und dessen Expansionspolitik auseinander.³⁹ Aus Wien engagierte sich F. Schlegel politisch „gegen

33 Ebd., S. 456.

34 Ebd., S. 459.

35 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.05.1818. In: KFSa XXIX, S. 466.

36 Ujma: Stadt, Kultur, Revolution, S. 43.

37 Pelz: Reisen durch die eigene Fremde, S. 122.

38 Vgl. Ujma: Stadt, Kultur, Revolution, S. 42.

39 Vgl. Cosima Jungk/Anke Lindemann: Bericht der Bandherausgeberinnen. In: Friedrich Schlegel: *Kritische-Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Abt. 3: Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Bd. XXVIII: Friedrich Schlegel. Während der Erhebung gegen Napoleon (1811–1814). Hrsg. von dens. Paderborn 2022, S. 811 (im Folgenden zitiert mit der Sigle KFSa XXVIII) und vgl. Jean-Jacques Anstett: Einleitung. In: KFSa XXIX, S. XI–XXIX, hier S. XI.

Napoleon und für ein Deutschland unter Österreichs Führung⁴⁰. Eingesetzt als Hofsekretär war er Fürst von Metternich unterstellt, der im Oktober 1809 das österreichische Außenministerium übernahm. In dessen Auftrag veröffentlichte F. Schlegel wiederum politische – propagandistisch gefärbte – Schriften, mithilfe derer die Stellung Österreichs gestärkt werden sollte.⁴¹ So war er beispielsweise ab März 1810 gemeinsam mit Josef Anton von Pilat für die Herausgabe des *Oesterreichischen Beobachters* verantwortlich und formulierte in Reaktion auf den Wiener Kongress im Jahr 1814 Beiträge in Blättern, unter anderem im *Hamburgischen Unpartheyischen Correspondenten*. Ziel der Ausführungen war es, im protestantischen Norddeutschland zentrale österreichische Themen publik zu machen.⁴² Dazu zählte beispielsweise die Wiederherstellung der adeligen Rechte.

Auch D. Schlegel kommentiert in ihren Briefwechseln die politische Situation: So weist sie etwa in einem Brief im April 1817 an Rahel Varnhagen auf die „satanische Tendenz“⁴³ des abgedankten Kaisers Napoleons, außerdem bezieht sie Stellung zur zukünftigen politischen Situation Deutschlands. Wie beispielsweise einem Brief an Julie von Zichy-Vásonykeő aus dem Jahr 1814 zu entnehmen ist, erhoffte sich D. Schlegel vom geplanten Wiener Kongress eine Stärkung Deutschlands:

Am Meisten beschäftigt uns aber jetzt ganz natürlich die Politik; das arme Deutschland jammert um den Aufschub des Congresses von welchem es in großer Herzensbangigkeit das Ende aller seiner Bedrängnisse erwartet – Man hofft immer noch, unser Kaiser werde sich des verlassenen Deutschlands wieder annehmen [...].⁴⁴

Doch zurück zur eingangs zitierten Briefpassage und dem Simplon-Pass: Im Anschluss an diesen kurzen Abriss zur politischen Auseinandersetzung des Schlegel-Ehepaars mit der Herrschaft Napoleons kann, das schlägt Ujma vor, die Beschreibung des Simplons als „Symbol der Vergeblichkeit napoleonischen und allgemeinemenschlichen Tuns“⁴⁵ interpretiert werden. Die Ablehnung D. Schlegels gegen den gestürzten französischen Herrscher spiegelt sich in der metaphernreichen Beschreibung des Gebirgspasses wider,⁴⁶ in der Napoleon als Urheber des „grausliche[n] Chaos“ bezeichnet wird; als Chaos erscheint D. Schlegel der Simplonpass aufgrund der gefährlichen und mühevollen Überquerung. Wenn sie „[d]as schnell wachsen ohne gründliche Unterlage“ kritisiert, beschreibt sie das Bauprojekt als unwirtschaftlich und nicht nachhaltig. Explizit führt D. Schlegel den schnellen – das bedeutet vermutlich: ökonomisch rapiden – Wachstum an, der, so ihre Meinung, fälschlicherweise als „Ideenreich[] und Weltverbessernd[]“ rezipiert wird. Da der Simplon zum „eigentlichen eigennützigen Zweck des Moments“ errichtet worden ist, steht dieser, das ist eine von mehreren

40 Cosima Jungk: Im Dienste der Nation: Friedrich Schlegels literaturgeschichtliche Arbeiten 1812/1813 im Kontext. In: *August Wilhelm Schlegels Modellierung von Literaturgeschichte*. Hrsg. von Claudia Bamberg/Karin Henzel. Berlin 2023, S. 57–67, hier S. 57. Für die Bereitstellung des Manuskripts danke ich Cosima Jungk sehr.

41 Ulrich Breuer: In Österreichs Diensten (1808–1818). In: *Friedrich Schlegel-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Johannes Endres. Stuttgart 2017, S. 18–24, hier S. 21. Vgl. dazu auch Jungk: Im Dienste der Nation.

42 Vgl. Breuer: In Österreichs Diensten (1808–1818), S. 20; 22. Vgl. außerdem Jean-Jacques Anstett: Einleitung.

43 Dorothea Schlegel an Rahel Varnhagen von Ense, 16.04.1817. In: KFSa XXIX, S. 325.

44 Dorothea Schlegel an Julie Gräfin von Zichy-Vásonykeő, 29.07.1814. In: KFSa XXVIII, S. 606.

45 Ujma: Stadt, Kultur, Revolution, S. 42.

46 Vgl. ebd.

möglichen Lesarten, für den Machtanspruch und Größenwahnsinn Napoleons. Weitergeführt wird die Kritik an den Handlungen Napoleons in der Naturbeschreibung. Insofern die Steine und Baumwurzel als wilde Tiere und Ungeheuer erscheinen, geht von der Natur, die von Menschen, und hier konkret: von Napoleon, kontrolliert wird, etwas Unwirkliches („daß man oft gar nicht glaubt, auf der wirklichen Welt zu seyn“) und Bedrohliches aus. Die Landschaft, die von Napoleons Einfluss gezeichnet ist, wirkt auf D. Schlegel unheimlich, sie ist eine „Schreckenswelt“⁴⁷.

Die Naturbeschreibungen fungieren als politische Ausdrucksmöglichkeit wie auch als Projektionsfläche für die eigenen Gefühle und Meinungen. Dass die Natur als Abbild, als Spiegel der eigenen Emotionen und Wahrnehmungen dient, zeigt der Vergleich mit einer anderen Briefstelle. In dieser widmet sich D. Schlegel der Landschaft der Lombardei:

Die Lombardey ist ein sehr reiches Gott gesegnetes schönes Land; der Mangel an schönem Grün müßte erst kommen, hier ist er keineswegs; im Gegentheil, ich habe nie eine solche Fülle und Abstufung und Frischheit von Grün gesehen, welches gegen den sanft blauen Himmel wunderherrlich aussieht. Jedes Feld ist mit grünen jetzt blühenden Hecken eingefäßt; rothe und weiße wilde Rosen, Geißblatt und mehr dgl. Ueber die Felder hin ziehen sich die Reben im großen zierlichen Gehängen, zwischen allerley hübschen Bäumen, aber nicht Obstbäume, wie in Deutschland. Wundervoll sind die Menge an Nachtigallen, die Tag und Nacht überall zu hören sind.⁴⁸

Anders als im Simplonbrief beschreibt Schlegel die Natur hier ausgesprochen positiv. Die Landschaft der Lombardei strahlt vor Schönheit und Vollkommenheit; sie erinnert an einen paradiesischen Ort, der gerade nicht von den ökonomisierenden, menschlichen Prozessen ausgebeutet wird, wie es beim Simplonpass zu beobachten ist. Über die Naturbeschreibung wird zudem eine Verbindung zwischen Italien und Deutschland etabliert: Indem Schlegel die deutschen Obstbäume in ihre Darstellung des paradiesischen Italiens implementiert, führt sie einen Aspekt an, der sie an ihre Heimat erinnert. Das bedeutet konkret, dass sie mit ihren in Deutschland gemachten Erfahrungen und ihrem (literarischen) Wissen auf die italienische Landschaft blickte. Denn die von D. Schlegel vorgenommene, bildreiche Beschreibung der Lombardei verweist auf Vorbilder aus der deutschen Literatur. Sie erinnert beispielsweise an Goethes Beschreibungen aus Caserta aus dem Jahr 1787: „Um Caserta das Land völlig eben, die Äcker so gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete. Alles mit Papeln besetzt, an denen sich die Rebe hinaufschlingt und, ohngeachtet solcher Beschattung, trägt der Boden noch die vollkommenste Frucht.“⁴⁹ Wie bereits erläutert, schloss D. Schlegel bei der Darstellung Italiens einerseits an gängige Italienbilder an, die ihr aus der populären Reiseliteratur bekannt waren. Andererseits beeinflussten ihre eigenen schriftstellerischen Auseinandersetzungen mit Italien, die mit den Arbeiten am Roman *Florentin* in Zusammenhang stehen, sowie die Beschreibungen der eigenen Reiseeindrücke in den Briefen ihre Perspektive auf das Land. D. Schlegels Wahrnehmung von Italien setzt sich sowohl aus Fremdzuschreibungen als auch aus eigenen Erfahrungen und Wissen zusammen.

⁴⁷ Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.05.1818. In: KFSX XXIX, S. 466.

⁴⁸ Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 08.-09.05.1818. In: KFSX XXIX, S. 472-473.

⁴⁹ Johann Wolfgang von Goethe: *Italienische Reise*. Bd. 1. Hrsg. von Christoph Michel/Hans-Georg Dewitz. Frankfurt/M. 1993, S. 224.

III. Architektur und Kunst in Mailand und Rom

Von einem gebrochenen Wagenrad, einem vergessenen Reisepass und herabgefallenen Lawinen war die Reise D. Schlegels nach Italien geprägt. Der Briefwechsel zwischen den Eheleuten Schlegel dokumentiert ihren Aufenthalt in Italien, insbesondere in Rom, sehr gut, gibt aber auch Informationen über die Anreise sowie die Zwischenstationen. Fast täglich schrieb D. Schlegel an ihren Mann und dieser antwortete in kurzen Abständen (siehe Tab. 1). Bis zu dem Zeitpunkt, an dem D. Schlegel am 2. Juni in Rom ankam,⁵⁰ informierte sie den in Frankfurt verweilenden F. Schlegel über die verschiedenen Begebenheiten ihrer Reise und auch danach reißt der Briefwechsel nicht ab. Insgesamt fällt auf, dass die Briefe von D. Schlegel länger ausfallen als die Antwortbriefe ihres Mannes. Das kann zum einen daran liegen, dass sie auf ihrer Reise mehr Zeit zur Verfügung hatte als der in Frankfurt verweilende F. Schlegel. Die Briefe haben zum anderen einen dokumentarischen Charakter: Da D. Schlegel die einzelnen Stationen und Erlebnisse während ihrer Reise nach und durch Italien verschriftlichte, können die Reiseberichte ebenso als Tagebucheinträge perspektiviert werden.

Die Briefe aus Italien sind durch das Wechselspiel zwischen Religiosität und Politik gekennzeichnet. Rom fungiert dabei als Sehnsuchtsort, wie es sich bereits aus einem Brief an ihren Sohn Johannes Veit, den D. Schlegel im Mai 1814 verfasste, entnehmen lässt: „Wie sehr vermehrte dieser dein Brief unsre Sehnsucht nach hier fort, und nach Rom reisen zu können.“⁵¹ Italien nahm innerhalb ihrer Biographie eine wichtige Stellung ein, da sie als frisch Konvertierte das Land als ihre religiöse Heimat betrachtete. Deshalb ist davon auszugehen, dass D. Schlegel wahrscheinlich mit den Erwartungen nach Rom reiste, im so bezeichneten gelobten Land einer besonderen Form der Religiosität zu begegnen. Nach der Schilderung ihrer Anreise über den Simplon widmet sie sich in ihrem Brief der Stadt Mailand und den religiösen Praktiken vor Ort. In Mailand kam sie am 3. Mai 1818 an und war begeistert von ihrer ersten Station.⁵² Der Brief beginnt mit der Beschreibung der Stephanskirche und einer christlichen Prozession, in welcher der Kreuzigung Jesu gedacht wird. Die Prozession erinnert D. Schlegel aufgrund der Händler:innen, des Lärms sowie Geschreis jedoch mehr an ein „lustiges Volksfest“⁵³ als an einen religiösen Umzug. Detailliert schildert sie die (religiösen) Praktiken der Mailänder:innen und kritisiert schließlich die fehlende Religiosität bzw. Ernsthaftigkeit: „Das Volk gefiel mir nicht, sie waren schaulustig ohne Gefühl der Andacht (dem Scheine nach).“⁵⁴ In dieser Briefpassage zeigt sich D. Schlegel als „scharfe Beobachterin“⁵⁵ der gesellschaftlichen Atmosphäre – eine Perspektive, die sich an Karin Baumgartners Ausführungen zu deutschen Schriftstellerinnen in Italien anschließen lässt. Laut

50 „Ich freue mich, wenn ich denke, wie vergnügt Du seyn wirst, wenn Du das Datum lesen wirst. Gestern Nachmittag um 5 Uhr (deutschen Uhrstyl) bin ich gesund und glücklich in der Porta del popolo eingezogen“. Dem Brief ist die folgende Ort- und Datumsangabe vorangestellt: „Rom! 3ten Juny – 1818“. Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 3./5.06.1818. In: KFSA XXIX, S. 487.

51 Dorothea Schlegel an Johannes Veit, 29.05.1814. In: KFSA XXVIII, S. 573.

52 Vgl. Christina Ujma: Zwischen Kunst, Religion und „Avantgarde“. Dorothea Schlegels Briefe aus Rom. In: *Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft*. 9/1999, S. 75–90, hier S. 76.

53 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.05.1818. In: KFSA XXIX, S. 467.

54 Ebd.

55 Ujma: Zwischen Kunst, Religion und „Avantgarde“, S. 77.

Baumgartner habe sich innerhalb der Reiseliteratur um 1800 der Fokus von Italien als Sehnsuchtsort, als „eternal space“ auf die „people and cultures of contemporary Italy“⁵⁶ verschoben. So wie von Baumgartner beschrieben, bezieht D. Schlegel explizit Stellung, wenn sie die gesellschaftliche Stimmung und Handlungen des italienischen Volks kommentiert – das zeigt auch der Blick in eine weitere Briefpassage:

Wir werden förmlich wie ehemals die Franzosen hier angesehen, und alles Schlechte uns nachgesagt oder zugetraut. Die Stimmung ist wirklich sehr arg gegen uns und zwar gar nicht allein etwa Kaufleute, sondern das Volk wie der Adel und die Geistlichen, die Kaufleute wie die Beamten.⁵⁷

Die Unzufriedenheit der Italiener:innen projiziert D. Schlegel auf sich selbst⁵⁸ und nimmt sich damit selbst als das vermeintlich Andere wahr. Für die Interpretation dieser Briefstelle ist der historische Hintergrund aufschlussreich: Nach dem Abzug der napoleonischen Truppen besaßen die Habsburger:innen in Italien das Herrschaftsrecht und brachten als fremde Besatzungsmacht die einheimische Bevölkerung gegen sich auf. Deshalb kann davon ausgegangen werden, dass sich viele der Italiener:innen höchstwahrscheinlich von Personen, die sie aufgrund der Nationalität, Sprache und Herkunft mit den alten und neuen Besatzer:innen in Verbindung brachten, abwandten. Diese gesellschaftlichen Dynamiken scheint D. Schlegel wahrzunehmen: Aufgrund der vermeintlichen Ausgrenzungserfahrung denkt sie über ihre Herkunft und Zugehörigkeit nach, da sie sich selbst mit den Franzosen, den ehemaligen Besatzern, in Beziehung setzt. In diesem Prozess greift sie auf subjektiv wahrgenommene Ausschlusserfahrungen zurück und verallgemeinert sie in einem zweiten Schritt. Deutlich wird der hier anklingende Konnex von Identität, Zugehörigkeit sowie Ein- und Ausschlussmechanismen auch in einer weiteren Briefstelle, in welcher sie den Mailänder und den Kölner Dom miteinander vergleicht:

Die Franzosen haben wahrhaftig den Dom beynah fertig gebaut, der nur bis zum ersten Fenster ungefähr geführt war. Inwendig habe ich ihn noch nicht gesehen. Meinem Gefühl nach ist dieser marmorne Dom nicht so schön wie der Cöllner Sandstein. Wo er neu und weiß ist, sieht er nicht imposant aus und macht den Eindruck von Kreide oder Schnee, dagegen das Alte sehr räucherich und verwittert aussieht und sehr garstig gegen das Neue absticht, zumal auch alle Figuren die im alten Theil fehlen, durch Neue ersetzt sind. Details, so wie Statuen, Basreliefs, einzelne Säulen gefielen mir wohl, waren schärfer und besser gearbeitet, das Ganze aber lange nicht so ehrwürdig und harmonisch wie unsre Sandsteine. Auch schien mir der fertige Turm nicht proportionirt, unten breit und plötzlich ganz dünn oben.⁵⁹

Obwohl Schlegel den Mailänder Dom noch nicht von Innen besichtigt hat, ist sie davon überzeugt, dass der Kölner Dom diesen an Schönheit überbiete. Anzumerken ist an dieser Stelle, dass der Kölner Dom zu diesem Zeitpunkt noch nicht vollendet war. Weder das Hauptschiff noch die beiden Türme waren fertiggestellt.⁶⁰ Erst 1816 wurden die Baupläne wiedergefunden und fast sechzig Jahre später, im Oktober 1880, wurde das Bauprojekt zu Ende geführt. Durch den formulierten Vergleich der beiden Bauwerke nimmt D. Schlegel eine Hierarchisierung der drei Länder Frankreich, Italien und Deutschland vor: Zwar haben die „Franzosen“ mit der Fertigstellung

⁵⁶ Baumgartner: *Packaging the Grand Tour*, S. 2.

⁵⁷ Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.05.1818. In: KFSA XXIX, S. 469.

⁵⁸ Vgl. Ujma: *Stadt, Kultur, Revolution*, S. 41.

⁵⁹ Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.05.1818. In: KFSA XXIX, S. 467.

⁶⁰ Vgl. Ernst Behler: *Friedrich Schlegel in Selbstzeugnissen und Dokumenten*. Reinbek bei Hamburg 1966, S. 95.

des Mailänder Doms begonnen, diesen aber nicht vollendet. Die klare Abgrenzung von beiden Ländern, von Frankreich und Italien, findet im direkten Vergleich der Architektur und der ästhetischen Merkmale statt und in der Verwendung des Personalpronomens „unser“. Denn D. Schlegel setzt sich in dieser Passage aktiv mit dem Kölner Dom als Bauwerk in Beziehung – ein Grund dafür kann ihr biographischer Bezug zu Köln sein. Von 1804 bis 1808 lebte sie dort gemeinsam mit F. Schlegel, im April 1808 konvertierten beide in Köln zum Katholizismus.⁶¹ In ihrem Briefwechsel mit dem Kunst- und Architekturhistoriker Johann Sulpiz Boisserée, der unter anderem zur Geschichte und Beschreibung des Kölner Doms publizierte⁶² und eine wichtige Stellung bei der Vollendung des Bauwerks einnahm, schreibt sie über ihre Verbundenheit zu Köln: „Köln ist und bleibt unsre wahrhafte Vaterstadt im rechten und ächten Sinne, denn von dort schreibt sich das Meiste, ja wohl Alles, was in den Söhnen, was wir in unserer eigenen Seele für gut achten dürfen.“⁶³ Dass Köln, ähnlich wie Rom, zum Sehnsuchtsort in ihrer Biographie avanciert, wird ebenfalls an einem anderen Brief an Boisserée, mit dem sie seit ihrem Pariser Aufenthalt in Kontakt stand, deutlich: „Sterben möchte ich nun einmal am liebsten zu Cölln, noch lieber aber wenn ich mir irgend einen Ruheplatz aussuchen und nicht nach Melaten gebracht werden.“⁶⁴

Aus der Ferne erscheint Köln – wie zuvor Italien – als Sehnsuchtsort. D. Schlegel wertet Köln retrospektiv auf, verklärt den Blick auf die Stadt, wie es das Beispiel des Kölner Doms zeigt. Schließlich bezeichnet sie diesen in ihrem Brief an F. Schlegel aus Mailand als ehrwürdig und harmonisch, blendet aber aus, dass das Bauwerk eher einer Ruine als einem abgeschlossenen Gebäude gleicht. Auch während ihres Aufenthalts in Rom kritisiert sie die pompöse Architektur des Petersdoms⁶⁵ – einem der wichtigsten Bauwerke für die katholische Gemeinschaft:

Mein erster Gang in Rom war nach St. Peter über dessen ungeheuren Umfang und unaussprechliche Pracht man allerdings in großes Erstaunen geräth – mir aber hat es mehr den Eindruck eines kaiserlichen Pallastes gemacht als den eines Tempels des lebendigen Gottes. Die Andacht wollte sich nicht erheben in meinem Herzen so wie in einer deutschen oder auch florentinischen alten Kirche. Vielleicht war es auch nur die Neuheit, die mich ängstigte.⁶⁶

Anders als beim Mailänder Dom ist D. Schlegel von der Pracht und Erhabenheit des Gebäudes eingeschüchtert. Sie hebt den imposanten Eindruck hervor, der ihr in Mailand gefehlt hat, wertet den Dom aber ab. Aufgrund der Größe erscheint die Kirche ihr vielmehr als ein weltliches Bauwerk, als kaiserlicher Palast, denn als Gotteshaus. Ihr fehlt der spirituelle Charakter des Gebäudes, außerdem, so formuliert sie es, verängstigte sie „vielleicht“ die „Neuheit“ des imposanten Gebäudes. Zu den von D. Schlegel wahrgenommenen Neuheiten könnten die vielen Erlebnisse, die sie in Rom machte,

61 Vgl. ebd.

62 Sulpiz Boisserée ist den Schlegels aus ihrer Zeit in Köln bekannt: Ebd., S. 95. Vgl. weiter Sulpiz Boisserée: *Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst, als Text zu den Ansichten, Rissen und einzelnen Theilen des Doms von Köln*. München 1823.

63 Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée, 24.08.1813. In: KFSa XXVIII, S. 481.

64 Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée, 16.02.1811. In: KFSa XXVIII, S. 55.

65 Vgl. Hilmes: *Geselligkeit in Berlin und Rom*, S. 75

66 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.07.1818. In: *Der Briefwechsel zwischen Friedrich und Dorothea Schlegels 1818–1820 während Dorotheas Aufenthalt in Italien*. Hrsg. von Heinrich Finke. München 1923, S. 63.

zählen: So bezeichnet sie Rom im selben Brief im Vergleich zu anderen Städten wie Paris als „herrlichere, bedeutendere, das innere Leben nähendere [Stadt]“⁶⁷, jedoch kritisiert sie die Römer:innen respektive Italiener:innen: „Das Volk der Italiäner sowohl als ihre Gesellschaft ist mir bis jetzt noch unbekannt geblieben. Was ich davon weiß, reizt mich nicht zu größerer Bekanntschaft.“⁶⁸

Wie die Analyse der beiden Briefstellen gezeigt hat, verbindet D. Schlegel in ihren Beobachtungen religiöse Überzeugung mit identitätspolitischen Fragen. Nach Italien reiste sie mit bestimmten, auch literarisch geprägten Erwartungen, zum einen hinsichtlich der Religiosität der Italiener:innen, zum anderen mit dem Vorhaben, neue spirituelle Erfahrungen zu machen. Doch die Begegnungen mit der italienischen Bevölkerung und mit zentralen Gebäuden brachen mit ihren Erwartungen. Erst vor Ort nahm sie Differenzen zwischen ihrer Heimat und Italien wahr,⁶⁹ dabei evaluierte sie ihre eigene Wahrnehmung im Abgleich mit fremden Objekten und Landschaften. Die Reise nach Rom diente ebenso als Auseinandersetzung mit der eigenen Identität und Herkunft – ein Aspekt, den Goethe ebenfalls bei seiner Italienreise hervorhob: „Was ich von Gemälden gesehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betriegen [*sic*], sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen.“⁷⁰ Wie Achim Aurnhammer in Bezug auf Goethes *Italienische Reise* gezeigt hat, findet ein Zusammenspiel von „objektzentrierte[r] Beschreibung“ und „subjektzentrierte[r] Schilderung“⁷¹ in den Aufzeichnungen statt; ein Prozess, der ebenso in D. Schlegels Briefen zu beobachten ist. Sie konzentriert sich auf die Schilderung eines Objekts wie die verschiedenen Kathedralen, die sie in einem zweiten Schritt mit ihrer subjektiven Wahrnehmung abgleicht. Ebendiese Wahrnehmungen markiert sie eindeutig in ihren Ausführungen, indem sie auf sich selbst als schreibendes Subjekt rekurriert. Die Briefe sind entsprechend im Modus der Selbstbeobachtung verfasst.

Auf ihren Reisen besuchte D. Schlegel nicht nur Kirchen, sondern widmete sich ebenfalls der Bildenden Kunst. Während ihres Aufenthalts in Mailand besichtigte sie „die sogenannte Ambrosiana. Eine Bibliothek, besonders eine Sammlung merkwürdiger orientalischer und anderer Schriften, welche ein Friedrich Borromäus gesammelt hat“⁷². Dort traf sie auf wirkmächtige Kunstwerke wie unter anderem Leonardo da Vincis Abendmahlmosaik und verschiedene seiner Zeichnungen, Gemälde von

67 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.07.1818. In: *Der Briefwechsel zwischen Friedrich und Dorothea Schlegel 1818–1820*, S. 62.

68 Ebd., S. 63.

69 Dass sie sich der deutschen Kultur und Landschaft zugehörig fühlt, zeigt auch ein Brief aus Modena, der auf den 9. Mai datiert ist: „Wie reisen immerfort in das wunderherrlichste Land, gesegnete Gegend, aber noch bleibe ich Deutschland treu; ein Land wie von Heidelberg nach Basel, und wie die Rheinufer, vertausche ich nicht gegen Italien, soweit ich nun gekommen bin.“ Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 08./09.05.1818. In: *KFSA XXIX*, S. 473.

70 Johann Wolfgang Goethe: *Italienische Reise*. Bd. 1. Hrsg. von Christoph Michel/Hans-Georg Dewitz. Frankfurt/M. 1993, S. 49. Vgl. ferner Baumgartner: *Packaging the Grand Tour*, S. 5 und Aurnhammer: *Goethes „Italienische Reise“*.

71 Aurnhammer: *Goethes „Italienische Reise“*, S. 73.

72 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.05.1818. In: *KFSA XXIX*, S. 468. Vgl. dazu ferner Claudia Becker: *Die Bedeutung der präraffaelitischen Malerei in der Kunstauffassung Friedrich Schlegels*. In: *Kunstliteratur als Italienerfahrung*. Hrsg. von Helmut Pfothenhauer. Tübingen 1991, S. 222–241.

Michelangelo und Raphael.⁷³ In ihrem Brief schließt sich einer Auflistung der Gemälde, die sie gesehen hat, die folgende Beschreibung an:

Große Gemähle aus ganz alter Zeit von großer Schönheit waren noch da; nur daß ich die Namen vergessen habe. Es sind ganz große Schätze aber unscheinbar und durcheinander aufgehängt. Ich frug nach einem Catalog; gedruckt war keiner zu haben und als ich mich nach der Ursache erkundigte, sagte der Custode: „daß sie einen Catalog gehabt haben, hätte ihnen viel Schaden gebracht bey den Franzosen, die haben dann gleich gewußt, wonach sie zu fragen hätten; jetzt wären sie keine Narren wieder einen Catalog zu machen.“ Was sagst Du zu dieser Klugheit?⁷⁴

Auch in dieser Passage verweist sie auf die „Franzosen“ in Mailand. Sie erklärt, dass die Gemälde als Kunstschatze nur deshalb gerettet werden konnten, da sie aufgrund der fehlenden Katalogisierung unsichtbar waren. Wenn die Beschreibungen der Gemälde, die Schlegel in ihrem Brief vornimmt, als Katalogisierung zu verstehen sind, leisteten sie wiederum die fehlende Aufgabe des Katalogs, der zu diesem Zeitpunkt nicht vorhanden ist. Schließlich gibt sie einen (wenn auch nicht vollständigen Überblick) über die Gemälde, die sie gesehen hat. Ihr Brief kann somit als Speicher von historischem Wissen betrachtet werden, da er dokumentiert, welche Gemälde sich zu diesem Zeitpunkt in Mailand befanden.

Mit Blick auf den Schwerpunkt des Heftthemas ist zudem die den Abschnitt abschließende Frage D. Schlegels hervorzuheben, welche ein interrogatives Moment in ihren Brief integriert: „Was sagst Du zu dieser Klugheit?“ Durch die Frage spricht sie F. Schlegel als Leser direkt an. Diese dient als aufmerksamkeitsökonomische Geste, durch die Nähe hergestellt werden soll,⁷⁵ da die beiden in den nächsten zwei Jahren fast ausschließlich per Brief miteinander kommunizieren. An anderer Stelle im Brief finden sich weitere Fragen, die F. Schlegel als Gegenüber direkt ansprechen. So formuliert D. Schlegel einige Zeilen später Fragen zum Aufenthalt ihres Mannes: „Mein Gott, was mögt Ihr denn wohl machen? Bist du noch im Tax[i]schen Palais? Ist Buchholz, ist Wolff noch da? Was macht Dein Kopf?“⁷⁶ In seiner Antwort, die auf den 11. Mai datiert ist, geht F. Schlegel auf die Fragen explizit ein. Zu Beginn des Briefs kommentiert er zunächst die Reiseerfahrungen D. Schlegels, bevor er sich ihren Nachfragen zuwendet: „Indessen willst Du wissen, wie es mir geht. Immer noch im Palais Taxis; aber morgen oder spätestens übermorgen kommt Wilhelm.“⁷⁷ Die Briefe zwischen D. und F. Schlegel nehmen durch diese Fragen eine dialogische Struktur ein, welche Nähe herstellt. Der Kontakt zwischen den beiden wird über die Frequenz der Briefe aufrechterhalten. Neben den interrogativen Momenten fungieren Briefbeilagen als beziehungsstiftende Geste, wie beispielsweise Blumen vom Simplon, die D. Schlegel ihrem Brief beilegte (oder es zumindest so plante). Dazu schreibt F. Schlegel ebenso am 11. Mai 1818: „Es fehlt nichts an Deinem Brief als nur das Heidenblümchen und das Verißmeinnicht vom Simplon; Du hast es vergessen, oder es ist auf

73 In den Ausführungen verweist sie zudem auf die „Giardieniera [...] von Lukas von Linden“, auf „zwey Dürer“ („Eins, das Haupt des Täufers auf einer goldenen Schaale, die auf einem Tisch steht; darunter ein weißes Tuch. Das Andere der h. Hubertus, dasselbe von welchem man den Kupferstich kennt“), „ein Freskobild von Luini, die Dornen Krönung vollendet“. Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.05.1818. In: KFSa XXIX, S. 469.

74 Ebd.

75 Vgl. zu diesem Aspekt auch den Artikel von Cosima Jungk in diesem Themenheft.

76 Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03.-06.05.1818. In: KFSa XXIX, S. 469.

77 Friedrich Schlegel an Dorothea Schlegel, 11.05.1818. In: KFSa XXIX, S. 478.

irgend eine Art aus dem Brief geschlüpft; [...] Zur Vergeltung schicke ich Dir hier ein deutsches Mayglöckchen.“⁷⁸

IV. Dorothea Schlegel im Kontext der Reiseliteratur

Mit dem Ziel, ihre beiden Söhne in Rom zu besuchen und für einige Zeit bei ihnen zu leben, begann D. Schlegel im April 1818 ihre Reise nach Rom. Damit war der Hauptgrund für ihre „long, strenuous, and expensive journey“⁷⁹ gegeben. Wie Baumgartner in ihrem Artikel *Packaging the Grand Tour* ausführt, bedurfte es um 1800 einer rationalen Begründung, um diese kostspieligen Reisen anzutreten. Bei Frauen wurde oft die Verbesserung der Gesundheit als Grund angeführt, bei Männern hingegen die intellektuelle Weiterentwicklung durch den Akt des Reisens. Abzulesen ist am Vergleich der Reiseintentionen, dass Frauen auf die körperliche, Männer hingegen auf die intellektuelle Sphäre als Begründungsmuster zurückgriffen. Auch D. Schlegel verhaftete in der vermeintlich weiblichen Sphäre, da sie sich als Mutter auf den Weg zu ihren Söhnen machte. Die Fahrt nach und der Aufenthalt in Italien fungierten sowohl als Familien-, aber auch als Bildungsreise: Schließlich besuchte D. Schlegel in Mailand und Rom verschiedene Sehenswürdigkeiten wie Kirchen und Gemäldesammlungen. Diese ästhetischen Erfahrungen evozierten außerdem eine Begegnung mit dem eigenen Selbst: mit eigenen Werten, Vorstellungen und Lektüre- sowie Schreiberfahrungen, aber auch Vorurteilen. Der Blick in die analysierten Briefe D. Schlegels zeigt, dass sie mit der Erwartung nach Italien reiste, dort einer besonders intensiven Form der Religiosität und Andacht zu begegnen. Sie sehnte sich nach einer religiösen Heimat, die sie sich in Italien erhoffte, dort aber nicht ihrer Vorstellung entsprechend antraf. Darüber hinaus weisen die Briefe weitere Merkmale auf, die insbesondere für die wissenschaftliche Betrachtung der Gattung Reiseliteratur von Interesse sind: Sie sind beziehungsstiftend, da sie trotz der räumlichen Distanz Nähe zwischen D. und F. Schlegel herstellen. Die Briefe können ebenso als private Reiseberichte betrachtet werden, die als eine Art Reiseführer reisetechische Informationen über die verschiedenen italienischen Städte und die Reise dahin zugänglich machen. So erklärt D. Schlegel ihrem Mann beispielsweise, dass der „September [...] der beste Monat“⁸⁰ sei, um den Simplonpass zu überqueren. Darüber hinaus verdeutlichen die Schilderung der Simplonüberquerung, der italienischen Landschaften und Kathedralen, inwiefern sich D. Schlegel in der Auseinandersetzung mit tradierten sowie literarisierten Italienbildern und Reiseberichten ihr eigenes Bild von Italien erschreibt und sich dabei souverän im zeitgenössischen Italiendiskurs bewegt. Die metaphorisch eindrückliche Darstellung des Simplonpasses oder der lombardischen Landschaft legen außerdem nahe, dass die Briefe wahrscheinlich sehr überlegt verfasst worden und keine spontanen Äußerungen sind. Die Originalhandschrift des Briefes, der vom 3. bis 6. Mai in Mailand verfasst worden ist, ist leider verschollen, weshalb der Schreibprozess nicht rekonstruiert werden kann.

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Baumgartner: *Packaging the Grand Tour*, S. 5.

⁸⁰ Dorothea Schlegel an Friedrich Schlegel, 03. bis 06. Mai 1818. In: KFSX XXIX, S. 465 f.

Die kulturgeschichtliche Relevanz der Briefe D. Schlegels aus Italien exemplarisch herauszuarbeiten, war das Ziel dieses Artikels. Wie gezeigt wurde, bezieht sie eindeutige Stellung zu ihren privaten Erlebnissen und der politischen Situation der Zeit. Wenngleich D. Schlegel die Briefe im Anschluss an ihre Reise beziehungsweise nach ihrer Rückkehr nicht als Reiseberichte publiziert, liefern sie doch einen wichtigen Beitrag zur Gattung Reisebericht und zur romantischen Italienrezeption in Deutschland. Um ein differenziertes Bild von D. Schlegel als Reiseliteratin insbesondere im Zusammenhang ihres Aufenthalts in Italien zu erhalten, benötigt es jedoch eine weitere ausführliche Studie.

Tabelle 1: Briefwechsel zwischen Dorothea und Friedrich Schlegel ab D. Schlegels Abreise bis zur Ankunft in Rom, rekonstruiert nach KFSA XXIX

Friedrich Schlegels Briefe an Dorothea Schlegel	Dorothea Schlegels Briefe an Friedrich Schlegel
	24. April 1818 aus Karlsruhe, KFSA XXIX, S. 444
	25. April 1818 aus Krotzingen, KFSA XXIX, S. 446–447
27. April 1818 aus Frankfurt, KFSA XXIX, S. 448–449	27. April 1818 aus Aarberg, KFSA XXIX, S. 449–450
01. Mai 1818 aus Frankfurt, KFSA XXIX, S. 454–455	29. April – 02. Mai 1818 aus Schweiz/Italien, KFSA XXIX, S. 455–460
04. Mai 1818 aus Frankfurt, KFSA XXIX, S. 464–465	03. – 06. Mai 1818 aus Mailand, KFSA XXIX, S. 465–470
11. Mai 1818 aus Frankfurt, KFSA XXIX, S. 478–479	08. Mai 1818 aus Parma & 09. Mai 1818 aus Modena, KFSA XXIX, S. 472–473
	13. Mai 1818 aus Florenz, KFSA XXIX, S. 480
18. Mai 1818 aus Frankfurt, KFSA XXIX, S. 481–483	22. Mai 1818 aus Florenz, KFSA XXIX, S. 485–486
05. Juni 1818 aus Frankfurt, KFSA XXIX, S. 490–492	03./05. Juni 1818 aus Rom, KFSA XXIX, S. 487–490
12. Juni 1818 aus Frankfurt, KFSA XXIX, S. 494–495	

Mein „Sorgenkind“ – mein „geliebter Bruder“: Friedrich Schlegel in den Briefen der Schwestern Charlotte und Henriette Ernst sowie der Mutter Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel

Abstract

Die Korrespondenzen aus dem weiblichen familiären Umfeld der Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel sind bislang kaum beachtet worden; gemeint sind die Briefe der Schwestern Charlotte (1759–1826) und Henriette (1761–1801) Schlegel sowie der Mutter Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel (1735–1811) an August Wilhelm Schlegel. Die 168 Schreiben, die überwiegend erstmals in der *Digitalen Edition der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels* veröffentlicht wurden, kommentieren vielstimmig den persönlichen und künstlerischen Entwicklungsgang Friedrich Schlegels und eröffnen so auch neue Perspektiven auf die Konstitution der Frühromantik sowie Friedrich und Dorothea Schlegels Entwicklung nach der Konversion 1808. Im Folgenden werden diese Briefe im Hinblick auf die Thematisierung Friedrich Schlegels – die von der Auseinandersetzung mit Dorothea Schlegel nicht zu trennen ist, denn von beiden entwerfen die Briefe Psychogramme – sowie im Hinblick auf ihre Funktion innerhalb des Familienbriefnetzwerks und auf Ihre Kontexte untersucht, die auch Praktiken der (Früh-)Romantik berühren.

Die Briefe der weiblichen Familienmitglieder an August Wilhelm Schlegels zeichnen vom jungen Friedrich Schlegel ein recht eindeutiges Bild: Das jüngste von insgesamt zehn Geschwistern war schon früh das „Sorgenkind“ der Familie. Bereits der erste erhaltene Brief seiner Mutter Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel an August Wilhelm Schlegel, ihren Lieblingssohn,¹ bezeichnet Friedrich – in der Familie „Fritze“ genannt – als „unartigen Mensch[en]“, dessen Arbeitseifer zu wünschen übrig lasse.² Der Brief ist vom 20. Mai 1791; Friedrich Schlegel war zu diesem Zeitpunkt 19 Jahre alt und – nach einer abgebrochenen kaufmännischen Lehre und zwei Semestern an der Universität Göttingen – zum Studium der Rechtswissenschaften in Leipzig. Als sich abzeichnete, dass er es nicht ernsthaft verfolgte, wurde vor allem der Ton der Mutter härter und anklagender, zumal der Sohn stets in Geldnöten steckte; die Situation verschärfte sich im Jahr 1797 mit Bekanntwerden seiner Beziehung zu der acht Jahre älteren Dorothea Veit, die zu diesem Zeitpunkt noch mit dem Berliner Bankier Simon Veit verheiratet war.

1 Dies belegen wiederholt ihre Briefe an August Wilhelm Schlegel, beispielsweise vom 2. Mai 1805 (August Wilhelm Schlegel: *Digitale Edition der Korrespondenz*. Hrsg. von Jochen Strobel/Claudia Bamberg. Bearbeitet von Claudia Bamberg/Olivia Varwig. In Zusammenarbeit mit Cornelia Bögel/Ruth Golytschkin/Bianca Müller [u.a.]. Dresden, Marburg, Trier 2014–2021, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2896> [01.06.2023], oder vom 26. Oktober 1800 (01.06.2023). Im Folgenden wird die digitale Ausgabe der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels mit der Sigle ‚KAWS‘ referenziert.

2 Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel und Johann Karl Fürchtegott Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 20.05.1791. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2090> (01.06.2023). – Alle Briefe werden in diplomatischer Transkription wiedergegeben, d.h. es wurde nicht normierend in den Text eingegriffen, sondern die (historische) Originalschreibweise beibehalten. Insbesondere verfügte Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel über wenig Schulbildung, was sich v.a. in der Orthografie ihrer Briefe niederschlägt. Zu den Transkriptionsrichtlinien der KAWS vgl. <https://august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/info/guidelines> (01.06.2023).

Wie ein roter Faden zieht sich der Themenkomplex des notorisch verschuldeten Sorgenkindes, das sich in kein bürgerliches (Arbeits-)Leben fügen wollte, durch die Familienbriefe und insbesondere jene der Korrespondentinnen an den Bruder August Wilhelm Schlegel. Zugleich aber finden sich zunehmend auch andere, differenziertere Töne, die ein tiefergehendes Verständnis des Sohnes/Bruders versuchen; dies betrifft auch Dorothea Schlegel. Die Schreiben werfen interessante Schlaglichter auf den inneren und äußeren Entwicklungsgang Friedrich Schlegels, aber auch jenen Dorothea Schlegels, nehmen sie doch eine Perspektive ein, die als privat-familiäre andere und neue Facetten in den Mittelpunkt rückt als ein rein literaturhistorischer oder poetologischer Blick, der diese Seiten gerne überliest.

Dabei ist die Verbindung von Familienkorrespondenz und Poetik gerade auch deshalb so interessant, weil sie eine bedenkenswerte, produktive Spannung bilden. So ist – ohne in einen simplifizierenden Biographismus zu verfallen³ – zu fragen, wie sich die in den Briefen regelmäßig erwähnte und kommentierte Lebensform Friedrich und Dorothea Schlegels zur frühromantischen Konzeption des Verhältnisses von Kunst und Leben und damit auch von künstlerischer Produktivität und ihren Bedingungen, aber auch von Geselligkeit verhält.⁴ Zu denken ist dabei etwa an die in den *Athenaeums*-Fragmenten in unterschiedlichen Kontexten formulierte Polemik gegen das Maßhalten und das Mittelmäßige⁵ bzw. gegen das Konventionelle, Eingeeübte, Bekannte, oder z.B. auch an das Kapitel über den Müßiggang aus der *Lucinde* (1799),⁶ um nur einige Beispiele zu nennen. Genau dieser Zusammenhang wird auch in Friedrich Schlegels Briefen wiederholt thematisiert: So schärfte er seinem Bruder August Wilhelm bereits 1791 ein, dass „schwerlich irgend eine bürgerliche Beschäftigung“ den Geist erheben könne,⁷ womit er seiner Ablehnung bürgerlicher Lebensformen und -konventionen – und damit auch des Umfeldes, dem er entstammt: des Geistes einer protestantischen Pfarrersfamilie – früh Ausdruck verliehen hat. In einem Schreiben an den Freund Friedrich Schleiermacher spricht er später davon, dass er sich mit „symfaulenzen“ beschäftige, während sein Bruder August Wilhelm „so eine unruhige hastige Art“ habe, „die ich ihm noch abgewöhnen muß. Sein Arbeiten ist zugleich das Arbeiten des Arbeitens“.⁸ „[S]ymfaulenzen“ – in Anlehnung an frühromantische

-
- 3 So wie die Briefe zwischen den romantischen Akteur:innen weit mehr sind als biographische Zeugnisse, nämlich wichtige, wenn nicht zentrale poetologische Dokumente, so sind auch die Familienbriefe ein Genre *sui generis*, deren Themen- und Gestaltungsvielfalt noch genauer untersucht werden muss. Vgl. auch Claudia Bamberg: Briefsteller ohne Briefe. August Wilhelm Schlegel und das Briefnetzwerk seiner Familie. In: *August Wilhelm Schlegel im Dialog. Epistolarität und Interkulturalität*. Hrsg. von Jochen Strobel. Paderborn 2016, S. 155–175.
 - 4 Zur Geselligkeitskonzeption der Romantik, insbesondere der Frühromantik maßgeblich: Günter Oesterle: Eigenarten romantischer Geselligkeit. In: *Europäische Romantik. Interdisziplinäre Perspektiven der Forschung*. Hrsg. von Helmut Hühn/Joachim Schiedermaier. Berlin, Boston 2015, S. 201–214; ders.: Das riskante romantisch-gesellige Schreibexperiment. Virtuositätssteigerung und Gefährdung. In: *Riskante Geselligkeit. Spielarten des Sozialen um 1800*. Hrsg. von Günter Oesterle/Thorsten Valk. Würzburg 2015, S. 355–374.
 - 5 Vgl. etwa das 64. Fragment: „Moderantismus ist Geist der kastrierten Illiberalität.“ In: *Athenaeum*. 2/1798, Heft 2, S. 193.
 - 6 Friedrich Schlegel: Idylle über den Müßiggang. In: Ders.: *Lucinde. Ein Roman. Studienausgabe*. Hrsg. von Stefan Knöder. Stuttgart 2020, S. 38–44.
 - 7 Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 26. August 1791. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/3642> (01.06.2023).
 - 8 Friedrich Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 03.07.1798. In: Friedrich Schlegel: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. XXIV: Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Die Periode des Athenäums (25. Juli 1797–Ende August 1799). Mit Einleitung und Kommentar hrsg. von Raymond Immerwahr. Paderborn 1985, S. 141. Im Folgenden wird dieser Band mit der Sigle ‚KFSA XXIV‘ referenziert.

Ideale des „Symphilosophierens“ und „Sympoetisierens“ gebildet, die zentrale gesellig-produktive Praktiken des frühromantischen Kreises bezeichnen⁹ – beschreibt dabei keineswegs ein gänzlich unproduktives und sinnloses Nichtstun, sondern eine besondere Form des gemeinschaftlichen Zusammenseins, in dem Produktivität entstehen oder das zumindest eine Voraussetzung derselben sein kann; eine Form der produktiv-anregenden Geselligkeit, die allerdings unter keinen Umständen mit einem protestantischen Arbeitsethos vereinbar ist.

Schließlich möchte der vorliegende Aufsatz auch ein Plädoyer sein für die genaue Lektüre und Auswertung von Quellen und Archivmaterialien, können doch nur diese einen literaturhistorisch differenzierten Blick auf Epochenkonstellationen vermitteln; dies gilt auch für Zeugnisse, die lange als nachrangig und publikationsunwürdig galten. Nicht zuletzt die Möglichkeiten der Digital Humanities, sehr große Textkorpora ohne Auswahl digital zu publizieren, haben gezeigt, dass solche Wertungen einzelner Wissenschaftler:innen nicht tragfähig sind und zumeist ideologischen Vorannahmen entspringen. Um die Intentionen der Briefschreiberinnen, die in der Forschung kaum bekannt sind, möglichst präzise und authentisch darzustellen, wird aus ihren Briefen z.T. etwas ausführlicher zitiert.

I. Frühromantische Schreibpraxis versus bürgerliche Lebensform?

Die Briefe aus der engeren Familie Friedrich Schlegels, d.h. jene der Schwestern und der Mutter an August Wilhelm Schlegel – insgesamt 169 Schreiben –, sind bislang kaum Gegenstand der Forschung gewesen.¹⁰ Josef Körner, der bekanntlich als erster die Briefe aus dem Schlegelkreis in mehreren Bänden ediert und mit großer Sorgfalt kommentiert hat,¹¹ hielt diese Briefe für recht bedeutungslos, so dass er sie für seine Editionen bis auf wenige Ausnahmen ignorierte. In der *Digitalen Edition der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels (KAWS)* sind sie nun erstmals bis auf wenige Ausnahmen zugänglich.¹² Was die Briefe der Familienmitglieder an Friedrich Schlegel

⁹ Vgl. dazu das 125. *Athenaeums*-Fragment (*Athenaeum*. 2/1798, Heft 2, S. 209 f.): „Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Sympoesie so allgemein und so innig würde, daß es nichts seltnes mehr wäre, wenn mehre sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten [...]“, sowie auch die *Vorerinnerung* des *Athenaeum* von August Wilhelm und Friedrich Schlegel: *Athenaeum*. 1/1798, Heft 1, [o.P.].

¹⁰ Vgl. Bamberg: Briefsteller ohne Briefe.

¹¹ *Briefe von und an A.W. Schlegel*. Gesammelt und erläutert von Josef Körner. 2 Bde. Zürich, Leipzig, Wien 1930, *Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis*. Hrsg. von Josef Körner. 3 Bde. Brünn [u.a.] 1936–1958. Die letztgenannte Publikation basiert auf einem sensationellen Fund, der Körner 1929 auf Schloss Coppet am Genfer See, einer der Besitzungen Germaine de Staëls, gelungen ist: Hier entdeckte er rd. 2.500 Briefe an August Wilhelm Schlegel – darunter auch Briefe von Friedrich Schlegel –, die jener 1812 dort, auf der Flucht vor Napoleon, zurücklassen musste. Körner publizierte einen Teil davon in den *Krisenjahren der Frühromantik* – die Schreiben verblieben jedoch in Privatbesitz. 1998 konnte die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) Dresden rd. 500 Briefe aus dem Coppeter Nachlass bei Christie's in London ersteigern. Die verbliebenen rd. 2.000 Briefe befinden sich noch immer in Privatbesitz; ein Teil davon ist vorübergehend in Kantonalarchiv in Lausanne aufgetaucht; die Nachfahren Germaine de Staëls verweigern leider mit dem Verweis auf Erbstreitigkeiten den Zugang zu den Dokumenten. Es ist somit nicht auszuschließen, dass weitere bislang unbekannte Familienbriefe noch in Privatbesitz sind.

¹² KAWS, URLs: https://www.august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/letters/search?query=36_absender.LmAdd.personid17:1939+OR+36_adressat.LmAdd.personid17:1939; https://www.august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/letters/search?query=36_absender.LmAdd.personid17:4638+OR+36_adressat.LmAdd.

angeht, sind und werden diese in der (noch nicht abgeschlossenen) *Kritischen Friedrich Schlegel-Ausgabe (KFSA)* publiziert.

Friedrich Schlegel hatte von früher Kindheit an ein distanzierteres Verhältnis zu seinen Eltern und zur Familie als August Wilhelm Schlegel und die anderen Geschwister. Schon als Kleinkind wurde er zur Erziehung vier Jahre zu einem Onkel gegeben; Unterricht erhielt er später u.a. von seinem Vater, dem Generalsuperintendenten und protestantischen Pfarrer Johann Adolf Schlegel (1721–1793) sowie von August Wilhelm Schlegel. Darüber hinaus studierte er über viele Jahre als Autodidakt u.a. antike Literatur und deutsche Geschichte, wobei er das für ihn vorgesehene Studium der Rechtswissenschaften an der Universität vernachlässigte und als Belastung empfand,¹³ da er sich lieber historischen und philologischen Studien widmete. Dies erforderte freilich gegenüber den Eltern Verstellung und Täuschung, wie er vor dem Bruder offen zugab: „Es ist gut, daß ich gegen meinen Vater Religion und gegen meine Familie Achtung <heuchle>, die ich nicht habe. – Das wenige, was in menschlichen Verhältnissen Kunst ist, ist mit Geschick lügen können, und dieß läßt sich lernen.“¹⁴

Der Familie entging seine antibürgerliche Lebensführung, zu der wesentlich ein wenig maßvoller, unvernünftiger Umgang mit Geld gehört, allerdings nicht. Insbesondere die Mutter klagte früh und regelmäßig über ihn: „Fritz macht uns auch etwas Noth. Er ist kein Wirth [d.h. er ist noch nicht volljährig, also nicht 21 Jahre alt, C.B.], hat etwas Schulden gemacht wie wir Vermuthen ob er schon bey nahe 400 r. [Reichstaler, C.B.] bekommen hat u in Kleidern u Wäsche gut war“, monierte sie gegen Ende 1792 gegenüber August Wilhelm,¹⁵ der, wohl ohne ihr Wissen, seinem jüngeren Bruder auf dessen Bitten bereits seit einiger Zeit Geld lieh. Im Frühjahr 1793 ermahnte die Mutter auch August Wilhelm Schlegel:

Ich weiß nicht daß ihr beyden Jüngsten so einen Ungewißen Weg erwehlt habt Ihr die Ihr unter den Umständen Eure Versorgung in Hanover gewiß gefunden haben würdet, uns Aeltern beraubt es viel Freude u macht uns vors euer künftiges Glück besorgt. Hätte Rehberg [der Schriftsteller August Wilhelm Rehberg aus Hannover, mit dem die Familie Schlegel befreundet war, C.B.] weiter nichts als seine striftstellerey u den Ruhm dazu; so könnte er hangerleiten.¹⁶

Auch August Wilhelm Schlegel, der sich zu dieser Zeit – nach erfolgreich abgeschlossenem Studium in Göttingen – in Amsterdam aufhielt, um hier den Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie zu unterrichten, wollte sich nicht in eine konventionelle bürgerliche Laufbahn fügen, wie es die Mutter gern gesehen hätte. Sein Fleiß und seine Disziplin allerdings, sein früher Erfolg als Autor und nicht zuletzt seine spätere

personid17:4638; https://www.august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/letters/search?query=36_absender.LmAdd.personid17:4635+OR+36_adressat.LmAdd.personid17:4635 (01.06.2023). Die bislang fehlenden Transkriptionen werden noch publiziert. Die Briefe von August Wilhelm Schlegel an die Schwestern und die Mutter sind größtenteils nicht erhalten; er ließ sie nach dem Tod der Angehörigen verbrennen. Vgl. Bamberg: Briefsteller ohne Briefe.

13 Zu den frühen Bildungsjahren Friedrich Schlegels vgl. Ulrich Breuer: Lebensstationen: 1. Jugend und Studienzeit (1772–1794). In: *Friedrich Schlegel Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Johannes Endres. Stuttgart 2017, S. 2–5, sowie Olivia Varwig: Hannover. In: *Aufbruch ins romantische Universum: August Wilhelm Schlegel*. Hrsg. von Claudia Bamberg/Cornelia Ilbrig. Göttingen 2017, S. 15–26, hier S. 20.

14 Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 21.11.1792. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/3441> (01.06.2023).

15 KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2615> (01.06.2023).

16 KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/1674> (01.06.2023).

finanzielle Unterstützung der 1793 verwitweten Mutter ließen solche Ermahnungen ihm gegenüber bald verstummen. Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel, aus Pforta bei Naumburg stammend und 1735 als Tochter eines Mathematiklehrers geboren, verfügte über wenig Schulbildung, aber viel praktischen Verstand und war unermüdlich darin, ihren Kindern Kontakte in die Gesellschaft und mit Gelehrten zu verschaffen.¹⁷ Durch die guten Verbindungen der Schlegels wäre es nicht schwer gewesen, Friedrich und August Wilhelm Schlegel eine Stelle in der Verwaltung oder an einem Gymnasium in Hannover oder der Umgebung zu vermitteln.

Während sich Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel über August Wilhelm Schlegel mehr und mehr beruhigte, nahmen die Sorgen über Friedrich Schlegel zu. Nach dem Tod des Vaters am 16. September 1793 wurden zudem dessen Verstellungskünste weniger, wie aus einem Brief der Mutter vom Frühjahr 1794 deutlich wird. Da der Brief kennzeichnend ist für Johanna Christiane Erdmuthe Schlegels Einschätzung ihres jüngsten Sohnes, sei er ausführlich zitiert:

Fritz macht mir ganz unbeschreibliche Sorgen. Ich weiß noch von nichts ob er was zu verdienen hat, er schreibt selten, u immer unbestimmt, Ich habe vor kurzen 50 r. geschückt u ihm dabey geschrieben wenn ich ihm auf Ostern noch 50 r. schückte, welches schon schwer halten würde, so wär es vor bey was ich thun könnte. Nun fürchte ich er hat noch Schulden, Gott weiß wie daß werden soll. Ich bins nicht im Stande, kein Geschwister kann was vor ihm thun, außer Lottchen [die in Dresden lebende ältere Schwester von Friedrich, Charlotte Ernst, C.B.], die thut viel, die hat ihm vor Jahren 50 r. gegeben u vor kurzen wieder was u will nichts wieder haben, auf Ostern geht er eine Zeitlang nach Dreßden, da wird er den Tisch wenigstens bey Ernsts haben. [...] Wieder auf Fritze zu kommen, was meine Sorgen u Angst vor ihm vermehrt ist, daß er sich auf keine Weiße wird wissen einzuschrecken er ist gar zu sinlich, u mag auch gern auf den Vornehmen Fuß seyn, dann hält er sich immer mit Hoffnungen hin u wenn ihm eine Hofnung nach der Andern fehlt schlägt so fürchte ich alles vor ihm. Mein Gewißen ist rein wir haben alles an ihm gethan. Noch vor kurzen, nach des Vaters Tode [am 16. September 1793, C.B.] schrieb ich ihm, er solle sich noch entschließen u nach Hanover kommen als Jurist, itzo da man voll guten Willen Wäre etwas vor die Familie zu thun, so würde er wohl angesetzt [d.h. eine Stelle bekommen, C.B.], u ich wollte so lange den Letzten Bißen mit ihm theilen. Er anwortete es könne nichts seinen Entschluß aendern. Wenn ich nur recht wüste was seyn Plan wäre [...].¹⁸

Ihre Kritik sollte auch weiterhin anhalten; wie ein *basso continuo* zieht sie sich durch ihre Briefe. Nicht nur die Geldnöte waren dabei ein Anklagepunkt, sondern es war bald auch seine Beziehung mit Dorothea Veit, die sich von ihrem Mann, dem Berliner Bankier Simon Veit, scheiden ließ und mit Friedrich zunächst ohne Trauschein zusammenlebte. Darüber hinaus erregten auch seine Schriften, die er in den nächsten Jahren veröffentlichen und für die er von der etablierten Kritik keinen Beifall erhalten sollte, ihren Unmut – der Roman *Lucinde* löste sogar einen Skandal aus. An August Wilhelm Schlegel schrieb Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel am 5. Januar 1800, dass sie

17 Roger Paulin charakterisiert Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel in seiner Biographie über August Wilhelm Schlegel treffend wie folgt: „Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel – ‚Mutter Schlegel‘ – war die Matriarchin dieser außergewöhnlichen Familie, als ‚Frau Generalsuperintendentin‘ Teil der Regierungs- und Honorationensicht der Stadt und über die ‚Connexionen‘, die diese Position gewährte, bestens informiert. [...] Johann Adolf [ihr Mann, C.B.] war von seinem Amt, seinen Pflichten als Pastor und seiner religiösen Poesie vollkommen in Anspruch genommen. Das Praktische überließ er seiner Frau, und sie war es, die alles in der Hand hatte.“ Roger Paulin: *August Wilhelm Schlegel. Biografie*. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Philipp Multhaupt. Paderborn 2017, S. 29.

18 Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel an August Wilhelm Schlegel, [vor Ostern 1794]. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2616> (01.06.2023).

was von Fritze erfahren habe was mir Kummer macht. Ich wente mich also an Dich bester Sohn, mich zu beruhigen u mir zu sagen je ehr je lieber was an der Sache ist. Es wird nehmlich gesagt, er lebe mit einer Person, eine Jüdin Es wär Mentelsons [gemeint ist der Philosoph und Aufklärer Moses Mendelssohn, C.B.] Stieftochter, u wäre Reich. Gott das will ich doch nicht hoffen, u noch weniger, daß Ihr ihm mit dieser Person hätet aufgenommen. Fritze hat sich mir schon durch seinen Roman [*Lucinde*, C.B.], als einen gezeigt, der keine Religion, u keine guten Grundsätze hat. Ich wollte lieber daß er ein ganz ortenärer, aber guter u nützlicher Mensch wäre, als so. beruhige mich bald darüber. Laß Fritzen nichts davon merken, daß ich die anfrage an Dich thue.¹⁹

Die Briefpassage legt gleichsam *in nuce* das Unverständnis der Mutter gegenüber Friedrich Schlegels Lebensweise offen; zu den Geldsorgen, die er der Familie bereitete, kamen nun noch eine in ihren Augen zweifelhafte Verbindung und eine Publikation, die ihr Missfallen, ja ihren Abscheu erregen – zumal der Roman, der u.a. Themen zu Sexualität und Gender in damals skandalträchtiger Weise offen, wenn auch poetisch gestaltet umkreist, von vielen Zeitgenoss:innen als Schlüsselroman gelesen wurde, was die Kritik genussvoll ausschaltete und dabei auch vor antisemitischen Angriffen nicht zurückscheute.²⁰

Da die Briefe von August Wilhelm Schlegel an seine Mutter ebenso wie an seine Schwestern und Brüder, auch an Friedrich Schlegel, bis auf sehr wenige Ausnahmen nicht erhalten sind, lässt sich leider auch nicht ermitteln, auf welche Weise jener auf die Anklagen und Bitten seiner Mutter, ihr Auskunft über Friedrich zu geben, reagierte. Auch über August Wilhelm Schlegels Veröffentlichungen zeigte sich Johanna Christiane Erdmuth mitunter besorgt; das Lob darüber und der Beifall jedoch, der ihr oft über Dritte zugetragen wurden und die auch die Literaturkritik überwiegend spendete, konnten sie schnell beruhigen. Allerdings hat dabei sicher eine nicht geringe Rolle gespielt, dass August Wilhelm Schlegel auf seinen eigenen Beinen stand und auch seine Mutter nach dem Tod des Vaters finanziell unterstützte, während Friedrich Schlegel von der Familie finanziert und fortlaufend von drückenden Schulden befreit werden musste.

Auch die beiden Schwestern, Henriette (in der Familie „Jettchen“ genannt) und Charlotte Schlegel („Lottchen“), kommen in ihren frühen Briefen an August Wilhelm Schlegel regelmäßig auf Friedrich Schlegel und seinen Entwicklungsgang zurück. Henriette Schlegel (geb. 1761) lebte bis 1795 bei den Eltern in Hannover, bis sie den Pastor Sigmund Ernst heiratete und mit ihm nach Moringen zog, wo sie mit nur 40 Jahren 1801 verstarb. Ihre ältere Schwester Charlotte Schlegel (geb. 1759) wohnte in Dresden und Pillnitz, wo ihr Mann, Ludwig Emmanuel Ernst, ein Bruder von Sigmund Ernst, als Hofsekretär für den Sächsischen König arbeitete. Wie August Wilhelm hatte auch Friedrich Schlegel ein enges Verhältnis zu Charlotte Ernst, das zeitlebens andauern würde und das sich in Charlotte Ernsts sehr langen persönlichen Briefen widerspiegelt.²¹ Während Henriette Ernst für ihr kurzes Leben in die Provinz

19 KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2672> (01.06.2023).

20 Vgl. etwa das von dem Theologen und Schriftsteller Daniel Jenisch fingierte *Billet-doux der geschiedenen Madam Veit, jüdischer Nazion, nunmehr halbverehelichten Friedrich Schlegel, an Herren Friedrich, Schlegel, über seinen Roman, Lucinde*, das dieser in seinem *Satyrischen Taschenbuch auf das Jahr 1800* mit dem Titel *Diogenes Laterne* veröffentlichte (Leipzig 1799, S. 374–376).

21 Vgl. ihren Brief an August Wilhelm Schlegel vom 24.08.1805: „Liebster Wilhelm, ich muß immer noch einmal einen Versuch machen, ob ich dich nicht dazu bewege, mir einmal ein Briefchen zu schreiben, ich kann mich unmöglich mit den Nachrichten begnügen die ich so unvollkommen durch die dritte vierte Hand bekomme,

nicht weit von Hannover zog, lebte ihre Schwester Charlotte in der Residenzstadt Dresden ein recht mondänes Leben und war mit den Dresdner Künstlerkreisen sehr gut bekannt, etwa mit Philipp Otto Runge und später mit Ludwig Tieck, dessen Vorlesestunden sie besuchte.²²

Die Distanz Henriette Schlegels zu ihrem Bruder war größer, zumal sie mit ihm ab Mitte der neunziger Jahre bis zu ihrem frühen Tod kaum mehr zusammentraf. Solange sie noch bei ihren Eltern wohnte, sekundierte sie in ihren Briefen an August Wilhelm Schlegel mehr oder weniger der Mutter:

Fritz [...] macht meinen Eltern doch viel Sorge, da er so sehr viel verthut, und sie ihn ganz erhalten müßen. Er muß ziemlich tief in Schulden gesteckt haben, denn schon im vorigen Jahre hat er ziemlich viel außerordentlich erhalten, und nun in diesem Jahre sind noch 250 Thaler außerordentlich zu bezahlen, daß wird meinen Eltern recht sauer, zumahl da sie ihn die ersten Jahre noch ganz behalten [...].²³

Und nur wenig später schrieb sie:

Nun mögte ich dir noch etwas über Fritz schreiben; er hat uns allen bisher viele Sorgen gemacht! Seine unbedachtsame viele Ausgaben, machten daß wir nicht wusten was wir davon denken sollte, ob er auch etwa auf Abwege gekommen; aber das, dem Himmel sey's gedankt scheint doch gar der Fall nicht und Lottchen scheint sehr gut in allem Betracht mit ihm zufrieden; aber seine Abneigung zur gewöhnlichen Juristischen Laufbahn scheint so groß, daß ich doch glaube daß meine Eltern ihm werden nachgeben müßen, und ihn seine eigene gewünschte Laufbahn gehen laß[en]²⁴ woran sein ganzes Herz und seine ganze Glückseligkeit zu hängen scheint. Gott gebe daß seine Erwartungen die er sich davon macht erfüllt werden! – auf alle Fälle wird aber doch der Vater darauf dringen daß er seine juristischen Studdien²⁵ vollendet. Er denkt nun fürs erste eine Hofmeisterstelle, nemlich so bald sich eine gute, darbeut [darbietet, C.B.] anzunehmen, und damit und mit Schriftstellerischen Arbeiten sich so lange fort zu helfen, bis er sich ganz ausgebildet, und alsdann denkt er wohl aufs Cartheder. Ich hoffe daß er uns zu Michael [Michaelis, der 29. September, C.B.] besuchen wird, und mündlich läst sich dann manches absprechen, was bey'm schreiben sehr weitläufig und doch manches räthselhaft bleibt.²⁶

Ein paar Monate darauf heißt es: „Ich wünschte nichts so sehr als daß er die *Carrière* geht die zum Profeßor führen kann.“²⁷ Die Hoffnungen wurden bekanntlich zerشلagen; und auch Henriette Schlegel glaubte bald nicht mehr an eine gesicherte bürgerliche Zukunft ihres Bruders. Im Herbst 1793 bereits hatte sie August Wilhelm Schlegel geschrieben, dass Friedrich „auf meiner Mutter verlangen, angehalten [hat] Majorenn“, also für volljährig „erklärt zu werden, um die Weitläufigkeiten mit einem Vormunde zu vermeiden.“²⁸

du mußst denken daß du und Friedrich diejenigen von meiner Familie sind die mir am meisten am Herzen gelegen, und die ich nie von meiner Liebe trennen kann.“ (KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/1629>, 01.06.2023).

- 22** Hierüber geben ihre Briefe an August Wilhelm Schlegel weitreichenden Aufschluss, s. z.B. <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2281>, KAWS, <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2377> (01.06.2023), <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2705>, <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2144> (01.06.2023).
- 23** Henriette Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 28.02.1793. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/1546> (01.06.2023).
- 24** Textverlust durch Heftung des Briefes.
- 25** Das doppelte „d“ wohl versehentlich durch eine Trennung gesetzt.
- 26** Henriette Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 08.05.1793. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2487> (01.06.2023).
- 27** Henriette Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 21.01.1794. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2116> (01.06.2023).
- 28** Henriette Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 04.10.1793. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2487> (01.06.2023).

Mit ihrer Hochzeit und dem Wegzug aus Hannover im Jahr 1795 endete die Korrespondenz mit August Wilhelm Schlegel; zumindest sind danach keine Briefe mehr überliefert. Damit ist auch unbekannt, ob – und wenn ja auf welche Weise – sich Henriette Ernst auf Friedrich Schlegels Beziehung zu Dorothea Veit oder zu seinen Publikationen und seinem weiteren Werdegang gegenüber August Wilhelm Schlegel geäußert hat.

Anders verhält es sich im Hinblick auf die Korrespondenz mit der Schwester Charlotte. Als der Briefwechsel mit Henriette Ernst endete, setzte jener – soweit er überliefert ist und gleichfalls überwiegend nur einseitig erhalten – mit der ältesten Schwester ein. Bezeichnend ist, dass er mit den Schulden Friedrich Schlegels beginnt. Charlotte Ernst wurde dadurch selbst in „Geldsorgen“ verwickelt, als Friedrich bei ihr eine Zeitlang lebte. Charlotte, die zu solchen Sorgen eigentlich „ein viel zu ängstliches Temperament“ hatte,²⁹ schrieb aus Dresden zu Anfang des Jahres 1796 an August Wilhelm Schlegel:

Heute will ich ein paar Worte in Geschäften an dich schreiben, nämlich eine³⁰ Frage ob du oder die C. [Caroline Böhmer, die Schlegel in diesem Jahr heiraten wird, C.B.] mir auf Ostern etwan auf ein halb Jahr 100 r. vorstrecken könnt. Der Fall ist der, Fritz konnte von Anfang an nicht hier bleiben wenn ich ihn nicht von einer hiesigen³¹ Jüdin [die Friedrich Schlegel Geld geliehen hat, C.B.] befreyte die nicht aufhörte ihn zu plagen, hätte ich es meinen Mann zugemuthet so hatte ich alles verschüttet, da hierdurch mein Mann nach meines Vaters Tode Fritzen eine Schuld von 50 r. geschenkt hatte. ich borgte also das Geld von einem Freunde der nun gar keine Sicherheit hat als sein Zutrauen ich versprach ihm zu Ostern zu bezahlen, und du siehst daß dieß geschehen muß [...].³²

Der Bruder borgte ihr die gewünschte Summe.

II. Konversion als familiäres Skandalon

Erst acht Jahre später kam Charlotte Ernst wieder in ihren – sicher nicht vollständig überlieferten – Briefen an August Wilhelm Schlegel auf Friedrich Schlegel zu sprechen. Zwischendurch haben sich die Geschwister allerdings immer wieder getroffen, im Sommer 1798 etwa war der romantische Zirkel bei ihr zu Gast; aus dem Besuch der Dresdner Gemäldegalerie ging das *Gemäldegespräch* hervor, das im ersten Heft des *Athenaeum* im Jahr 1799 gedruckt wurde.³³ In Friedrich Schlegels Roman *Lucinde* trägt die Figur der Wilhelmine Züge von Charlotte Ernsts Tochter Augusta („Gustchen“), die zum Zeitpunkt der Publikation drei Jahre alt war und später Malerin

29 Charlotte Ernst an August Wilhelm Schlegel, [Februar/März 1796]. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2315> (01.06.2023).

30 Davor gestrichen: „ob du oder“.

31 „hiesigen“ wurde von ihr nachträglich eingefügt.

32 KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2313> (01.06.2023).

33 *Die Gemälde. Ein Gespräch von W.[ilhelm, d.i. August Wilhelm Schlegel, C.B.]*. In: *Athenaeum*. 1/1799, Heft 1, S. 39–151. Auch Caroline Schlegel ist Autorin des Gesprächs, wengleich sie nicht mit erwähnt wird.

werden sollte. In Augusta von Buttlers³⁴ Armen wird Friedrich Schlegel 1829 in Dresden sterben, nachdem er einen Schlaganfall erlitten hatte.³⁵

Wenn Charlotte Ernst von nun an über ihren Bruder Friedrich sprach, war immer auch Dorothea Schlegel ein Thema. „Was hältst du von Friedrichs Existenz in Cöln?“, fragte sie August Wilhelm Schlegel im Sommer 1804, „sie scheint mir angenehm aber *precair* zu seyn, was mögen die guten Leute mit dem meubliren, und wieder den Verkauf der Sachen für unnütz Geld verthan haben!“³⁶ Das Thema Geldnot blieb in ihren Briefen ein beherrschendes Thema, es bezog sich nun auch auf Dorothea Veit, die Friedrich Schlegel 1804, nach der Konversion zum Protestantismus, heiratete. Am 14. Juli 1808 heißt es etwa:

Ich habe sogleich nach dem Empfang Deines Briefs alles so besorgt, wie Du es verlangest, der Schwiegerin [Dorothea Schlegel, C.B.] sind 200 Th[aler] durch einen Wechsel übermacht, ich hoffe Sie wird nun sehen ihre Reise aufs wohlfeilste zu machen, daß sie zur Noth noch etwas übrig behält. Das so viele vernünftige Menschen den Gedanken nicht fassen können daß auf heute, Morgen folgt, ich glaube Friedrich wäre auch schon weiter wenn er diesen Gedanken recht beherzigt hätte.³⁷

Interessant ist nun aber, dass Charlotte Ernst in ihren Briefen weit über Klagen und Berichte von Geldsorgen hinausgeht. Vielmehr versuchte sie immer wieder eine empathische Einschätzung Friedrich und Dorothea Schlegels vorzunehmen – umso bedauerlicher ist es, dass diese Charakteristiken, die im epistolaren und bisweilen kontroversen Dialog mit August Wilhelm Schlegel entstanden sind, sich nur einseitig überliefert haben, weil ihre Tochter Augusta von Buttler die Briefe an Charlotte Ernst auf Wunsch August Wilhelm Schlegels nach dem Tod ihrer Mutter vernichtete.

Zunächst ist da freilich doch wieder die Klage über das fehlende „Talent“ im Umgang mit Geld, das sie an Tugenden der Weiblichkeit knüpft. Friedrich und Dorothea Schlegel hielten sich vor ihrer Abreise nach Wien, wo Friedrich auf Vermittlung von Germaine de Staël und August Wilhelm Schlegel die Stelle des k.k. Hofsekretärs antrat, bei den Ernsts in Dresden und Pillnitz auf, wo Ludwig Emmanuel Ernst als Hofbeamter seinen Dienst verrichtete und wo die Familie eine Wohnung hatte. Während Friedrich Schlegel bereits im Juni in Wien war, blieb Dorothea Schlegel etwas länger bei den

34 Augusta Ernst (1796–1857) wird 1816 den russischen Obristen Heinrich Ludwig von Buttler heiraten, mit dem sie zwei Kinder hat, die beide im Jugendalter sterben. Sie konvertierte, beeinflusst durch Friedrich und Dorothea Schlegel und nach dem Tod ihrer Eltern 1826, 1827 zum Katholizismus. Teile ihres Nachlasses (der Stücke aus August Wilhelm Schlegels Nachlass enthält, weil er sie als Erbin einsetzte) befinden sich im Kupferstich-Kabinett der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. Ihr malerisches Werk, das sich vermutlich in verschiedenen Schlössern Europas und wohl ohne Kenntnis über deren Autorschaft, v.a. in Frankreich, England und Italien, befindet – Augusta von Buttler hat sich vor allem als Porträtmalerin einen Namen gemacht, die dazu nötigen Kontakte verschaffte ihr ihr Onkel August Wilhelm Schlegel, ihr spätes Werk stand den Nazarenern nahe – ist bis heute nicht aufgearbeitet. Vgl. Claudia Bamberg, Petra Kuhlmann-Hodick: Augusta von Buttler und August Wilhelm Schlegel. In: *Miniatur-Geschichten. Die Sammlung indischer Malerei im Dresdner Kupferstich-Kabinett. Eine Ausstellung des Kupferstich-Kabinetts im Rahmen des Forschungsprogramms „Europa – Welt“ der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Residenzschloss Dresden, 3. März bis 4. Juni 2017*. Hrsg. von den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden/Monica Juneva/Petra Kuhlmann-Hodick. Dresden 2017, S. 238–241.

35 Vgl. dazu ihren Brief an August Wilhelm Schlegel vom 16. Februar 1829. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/728> (01.06.2023).

36 Charlotte und Ludwig Emmanuel Ernst an August Wilhelm Schlegel, 15.07.1804. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/1630> (01.06.2023).

37 KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/240> (01.06.2023).

Ernsts und verbrachte viel Zeit mit ihrer „Schwiegerinn“. An August Wilhelm Schlegel schrieb Charlotte Ernst Ende November 1808:

An meiner Schwiegerinn habe ich mehr Schätze des Gemüths gefunden, als ich vorher an ihr kannte aber sie *thut* nicht genug, die Kraft sie alle in der nützlichste Anwendung zu bringen fehlt ihr³⁸. Oekonomisches Talent hat sie gar nicht. An einem Gebäude daß man aufzuführen wünscht, täglich unermüdet ein Steinchen hinzuzutragen, wenn man die Vollendung auch noch so weit von sich entfernt sieht, doch nicht die Geduld verlieren, und nie gutwillig einen Rückschritt machen, daß ist eine weibliche Tugend die ihr fehlt. Diese Wahrnehmung hat mich innigst betrübt die Theilnahme, und die Ueberzeugung die ich nun bekam, daß ich mit meinen Kräften viel zu wenig bei diesen zwey Menschen helfen zu können machte mich wirklich unglücklich.³⁹

August Wilhelm Schlegel, dessen Verhältnis zu seinem Bruder sich zunehmend verschlechterte,⁴⁰ muss auf diesen Brief verärgert reagiert haben; vermutlich hat ihn, der dem Paar bereits viel Geld geliehen hatte, ohne es je zurückzubekommen, Charlotte Ernsts Bemerkung über Dorothea Schlegels fehlendes „[o]ekonomisches Talent“ und eine mangelnde Arbeitsdisziplin provoziert und wütend gemacht.⁴¹ Besonders vor diesem Hintergrund wird er es nicht gern gesehen haben, dass Dorothea Schlegel Friedrich nach Wien folgte, da er offenbar ihren Einfluss auf ihn als schlecht empfand – die Konversion beider im selben Jahr,⁴² die für die protestantische Pfarrersfamilie ein Akt war, der sich gegen die Familientradition richtete, mag hier auch eine Rolle gespielt haben.⁴³ Im Dezember 1808 schrieb ihm Charlotte Ernst, die auch später regelmäßig versuchen wird, zwischen den beiden Brüdern zu vermitteln, beschwichtigend und verständnisvoll:

38 „fehlt ihr“ nachträglich eingefügt.

39 Charlotte Ernst an August Wilhelm Schlegel, 27.11.[1808]. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2626> (01.06.2023).

40 Bereits während des Zusammenlebens in Jena in der Leutragasse 1799/1800 hatte es Konflikte gegeben; durch einen immer stärker sich ausweitenden Streit zwischen Caroline Schlegel und Dorothea Veit, der ein Zusammenleben schließlich unmöglich machte, hatte sich auch das Verhältnis zwischen Dorothea Veit und August Wilhelm Schlegel verschlechtert, wie etwa dessen Briefe an Ludwig Tieck (28.04.1801) und Sophie Tieck-Bernhardi (24.08.1801), aber auch an Goethe zeigen, s. KAWS, URLs: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/897>, <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/3707>, sowie <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/4191> (01.06.2023). Später wird August Wilhelm Schlegel Dorothea Schlegel für die Konversion seines Bruders zumindest mitverantwortlich machen.

41 Inwieweit Charlotte Ernsts Einschätzung Bestand hat, kann nur eine umfängliche Auswertung von Dorothea Schlegels Nachlass klären. Hier dürfte insbesondere der Dopfer-Nachlass, der momentan in der Staatsbibliothek Berlin verwahrt wird, von Bedeutung sein.

42 Dass die Konversion mit Blick auf eine erhoffte Anstellung in Österreich auch „strategische Gründe“ hatte, betont Ulrich Breuer: *Lebensstationen: 4. Paris-Reise und Konversion (1802–1808)*. In: *Friedrich Schlegel Handbuch*, S. 13–17, hier S. 17.

43 Auch August Wilhelm Schlegel indessen, der seit 1804 in der Schweiz und in Frankreich lebte und in den Diensten Germaine de Staëls stand, liebäugelte um 1810 vorübergehend mit dem Katholizismus, auch wenn er eine Konversion nie wirklich ins Auge fasste. Vgl. Jochen Strobel: *August Wilhelm Schlegel: Von katholisierender Kunstreligiosität zum Gesinnungsprotestantismus?* In: *Religiositätskonzepte im 18. und 19. Jahrhundert in Philosophie, Literatur und Kunst*. Hrsg. von Ewa Szymani/Mirosława Zielińska/Natalia Zarska. Leipzig 2021 (= Studien zum deutsch-polnischen Kulturtransfer 7), S. 90–109, und Claudia Bamberg: *Affaires familiales et religieuses: La correspondance entre August Wilhelm Schlegel et Albertine de Broglie, née de Staël (1812–1838)*. In: *Cahiers staëliens* 66/2016, S. 141–156. Deutsche Veröffentlichung: *Familienangelegenheiten und Religionsfragen. Zum Briefwechsel zwischen August Wilhelm Schlegel und Albertine de Broglie, geborene de Staël*. In: *Literaturkritik* Nr. 7 (Juli 2017). URL: https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=23475 (01.06.2023).

Der Schwiegerinn ihre Seele hat ganz offen vor mir gelegen sie hat eine *resignation* für sich selbst bey allem was Friedrich betrifft die zu bewundern ist, und nur Friedrichs innres Wohl hat sie bewogen zu ihm zu gehen, das jugendliche Blut kannst Du denken hat nun geschwiegen, und nur eine innige Liebe zu ihm war ihr Bewegungsgrund, sie opferte auch nicht wenig auf, sie lebte angenehm, wir ganz als Freundinnen, genoß ihrer Kinder [mit Simon Veit hatte sie die Söhne Philipp und Johannes, C.B.] Liebe und Achtung von außen her, setzte sich einer beschwerlichen Reise aus, sie hat sich auch dort herrlich betragen, bitte es dieser guten Frau, in Deinem Herzen ab, daß Du sie so angeklagt, ich erkenne sie jetzt über mir, dieser alles verzeihenden, schonenden, duldenden Liebe, glaube ich mich kaum fähig, und nun habe ich mir auch fest vorgenommen ihre etwanigen Schwachheiten ganz mit Schonung zu übergehen, wer so viel ächtes schönes in seiner Seele hat dem muß man kleine Schwachheiten verzeihen. Es war eine üble Stimmung in der ich Dir meinen letzten Brief schrieb, ich war nur verdrießlich daß sie so viel Aufhebens machten von ein bischen vorübergehender Unbequemlichkeit, aber dieß habe ich auch unrecht verstanden, es war eine tiefere Empfindung die nur darauf zurückprallte. So misverstehst man sich durch Briefe, es sind nur Worte die man noch dazu behutsam schreibt und der eigentliche Blick in die Seele fehlt.⁴⁴

Im Juni des folgenden Jahres unterstreicht sie diese Sichtweise:

Etwas mußst du mir Antheil daran zu erkennen wenn ich dir gleich den größten laße. Ich habe alle Ursache zu vermuthen wenn D.[Dorothea Schlegel] nicht [nach Wien, C.B.] gereist wäre, wäre er [Friedrich Schlegel, C.B.] so thätig nicht gewesen, über dem tritt er so viel rehtlicher in seinen Verhältnissen auf. Du wirst die Loyalität dieser Frau bewundern, die die Courage hatte in Wien zu bleiben. Bitte dir ab in deinen Herzen, du hast sie in einem ganz falschen Gesichtspunkt angesehen. [...] Mein einer Brief [s.o., C.B.] indem ich mir Tadel über sie erlaube, sagte doch eigentlich nichts als daß sie anders sey wie ich, was ich vielleicht zu schwerfällig beginne, fast sie gar⁴⁵ zu leicht an. und die Gabe die sie hat aus jeder Stunde noch etwas zu machen die Umgebungen und Aussichten seyn auch wie sie wollen, ist vielleicht das Rechte durch dieses Leben durch zu kommen, nur wird man ungeduldig darüber, wenn man es als ein Hinderniß ihres künftigen Wohlseyns betrachtet [...].⁴⁶

Im Laufe der Jahre hatte Charlotte Ernst tiefere Einsichten in die Lebensformen des Ehepaars Schlegel gewinnen können; insbesondere das Zusammenleben mit Dorothea Schlegel über viele Wochen hinweg im Frühsommer 1809 ermöglichte ihr eine differenzierte Sicht in die näheren Umstände und den Alltag Dorothea Schlegels, aber auch in ihre Handlungsmotive und ihren Charakter. Dabei beobachtete sie, dass sich Dorothea Schlegel inzwischen ihrem Mann unterordnete und – wohl aus Liebe zu ihm – die größte Rücksicht auf seine Bedürfnisse nahm.⁴⁷ Damit entspräche sie – folgt man Charlotte Ernst – dem Frauenbild der Zeit, das dem frühromantischen Lebensentwurf im Hinblick auf die Rolle von Künstlerinnen aus dem Blickwinkel symposetischer Produktionspraxis scharf entgegensteht. Diese zielte auf den ebenbürtigen, (selbst-)bewussten und kontroversen Austausch auch zwischen Männern und Frauen: Die Eigenarten der einzelnen Charaktere im Schreiben besonders hervorzutreiben und gegeneinanderzustellen,⁴⁸ war im frühromantischen Zirkel gerade gewünscht und wurde hier auch so praktiziert. Diese Praxis teilten auch Dorothea und Friedrich Schlegel vielfach; sie zeigt sich zudem auch im Kontext von Dorothea Schlegels eigenem

44 Charlotte Ernst an August Wilhelm Schlegel, 14. Dezember.[1808]. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/279> (01.06.2023).

45 Davor gestrichen: „vielleicht“.

46 Charlotte Ernst an August Wilhelm Schlegel, [09.06.1809]. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2627> (01.06.2023).

47 Nicht ganz auszuschließen ist indessen, dass sich Dorothea Schlegel bei der Familie ihres Mannes bewusst besonders defensiv verhielt, um Konflikte zu vermeiden.

48 Zur Symposie vgl. das 125. Athenaeums-Fragment (*Athenaeum*. 2/1798, Heft 2), S. 209 f. sowie ferner Oesterle: Das riskante romantisch-gesellige Schreibexperiment, sowie: Claudia Bamberg: Das Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik. In: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig/Jörg Schuster/Gesa Steinbrink [u.a.]. Berlin, Boston 2020, S. 1032–1042, hier S. 1034–1037.

künstlerischem Schaffen: in ihrem fiktionalen Werk, ihren Übersetzungen und in ihren Briefen – und nicht zuletzt in ihrer Zusammenarbeit mit Friedrich Schlegel.⁴⁹

So, wie sich Dorothea Schlegel nun aber gegenüber ihrer Schwägerin gab, war von dieser ebenbürtigen Praxis – zumindest abseits des Schreibens – nicht (mehr) viel sichtbar; und damit imponierte sie offenbar Charlotte Ernst, die sogar feststellte, zu diesem Grad des Sich-Selbst-Zurücknehmens – den sie als „*resignation*“ fasst – nicht fähig zu sein. Zugleich allerdings beeindruckte sie – offenbar als Kehrseite der Resignation – Dorothea Schlegels „Gabe“, im Augenblick zu leben und den Moment zu nutzen, ohne an die Sorgen der Zukunft zu denken. Dabei ist freilich auch zu bedenken, dass für Dorothea Schlegel die Verbindung mit Friedrich Schlegel ein persönlicher Befreiungsschlag war, den sie nie bereute, um ein selbstbestimmte(re)s Leben zu führen und aus Verhältnissen auszubrechen, in denen sie ihre eigenen „Rechte eigentlich nicht kannte“.⁵⁰

Die Entfremdung zwischen August Wilhelm Schlegel und Friedrich und Dorothea Schlegel sollte sich trotz der Vermittlungsversuche Charlotte Ernsts verstärken; auch mit der restlichen Familie blieb der Kontakt distanziert. Charlotte Ernst wurde auch mit Blick auf die Mutter zur Mediatorin; am 1. Februar 1811, kurz nach dem Tod von Johanna Christiane Erdmuth Schlegel, schrieb sie an August Wilhelm Schlegel:

Die Mutter klagte fast in jedem Briefe, daß Friedrich sie vergäße, ud schien es zu Herzen zu nehmen, ich habe gar nicht geruht ud Friedrich so lange tribulirt, bis er ud die Frau sehr liebevolle Briefe geschrieben, sie schien davon gerührt, ud erwähnte es noch in ihrem letzten Briefe. Friedrich muß es mir danken, er müßte sich innre Vorwürfe machen, wenn sie unzufrieden mit ihm aus der Welt gegangen wäre.⁵¹

Während der briefliche Austausch über Friedrich und Dorothea Schlegel in den 1810er Jahren des 19. Jahrhunderts sehr spärlich war (so jedenfalls zeigt sich die überlieferte Quellenlage), intensivierte er sich wieder in den Jahren vor dem Tod Charlotte Ernsts und ihres Mannes im Jahr 1826. Kontroverser Diskussionspunkt war nun der Katholizismus Friedrich und Dorothea Schlegels und die damit verbundene Sorge August Wilhelm Schlegels, die beiden könnten auch die Ernsts zu einer Konversion ‚verführen‘. 1824 hatte „der dicke Friedrich“⁵² den Plan, die Ernsts in Dresden zu besuchen, und sein Bruder, der inzwischen in Bonn lebte, befürchtete offenbar, dass Friedrich einen negativen Einfluss auf die Dresdner ausüben könne. Konkreter Anlass war ein Brief von Charlotte Ernst vom Herbst 1824, in dem sie Friedrich Schlegel wie folgt ausführlich charakterisiert – da die Stelle so interessant ist, sei sie ausführlich zitiert:

Nun etwas über meinen Bruder, er gehört mir allerdings zu den seltenen merkwürdigen Erscheinungen, so hatte ich ihn mir nicht vorgestellt und doch muß man ihn so sehr lieben. Ich weiß gar nicht wie er mir vorkommt, wie ein inspirirter, das leuchtende Auge in den starken wohlbelebten Körper, er übt eine Art Allgewalt über

49 Siehe dazu auch die Anmerkungen von Frederike Middelhoff im Editorial dieses Themenheftes.

50 Dorothea Veit an Karl Gustav Brinkmann, 02.02.1799. In: KFSa XXIV, S. 224 f.

51 KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2546> (01.06.2023). Noch einige Jahre zuvor, am 30. März 1806, hatte Johanna Christiane Erdmuth Schlegel an August Wilhelm Schlegel geschrieben: „Friedrich ist vor mich so gut als Tot. u noch schlimmer, da ich mir immer Sorgen vor ihm Mache. Lieb mir doch ja Nachricht von ihm.“ In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2525> (01.06.2023).

52 Charlotte und Ludwig Emmanuel Ernst an August Wilhelm Schlegel, 24.09.1824. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/2611> (01.06.2023).

die Gemüther aus, und wenn es wirklich jetzt noch⁵³ Wuntherthäter giebt, so glaube ich er thut noch Wunder wie Hohenloh [der katholische Priester Alexander zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingfürst (1794–1849), der als Wunderheiler galt und mit Friedrich Schlegel bekannt war, C.B.], der hat einen Glauben mit dem man Berge versetzen könnte, ich könnte es ihnen unmöglich nach thun, denn er glaubt erschrecklich viel, und ich habe zu thun daß ich meinen einfache[n]⁵⁴ Glauben; recht lebendig und warm in meinem Herzen trage, und mehr fromt mir auch nicht aber doch kann ich mich ergetzen an solchen Menschen wie Stolberg [Friedrich Leopold von Stolberg, C.B.] die Marie Alberti [die Malerin Marie Alberti (1767–1812), die Schwägerin Ludwig Tiecks, C.B.] etc. die von Liebe und Glauben überströmen in Werke der Liebe. Der wie die Marie mit dem Frieden in der Brust in ihrem liebesBerufe als *Soeur grize* an einer Ansteckung stirbt.⁵⁵ Oder wie Stolberg der auf seinem Todtenbette, nicht allein versöhnend und vergebend gegen das feindselige Benehmen des Mannes⁵⁶ der seinen Tod verursacht stirbt, sondern sich ängstlich damit beschäftigt wie man es dem⁵⁷ [...] Manne verbergen solle, daß er ihm so weh gethan habe und auch meinem Friedrich der in seiner Geisterwelt lebt, als wäre er daheim, das irdische Leben nur ansieht, als einen Ort wo dem Körper die gehörige Pflege gegeben werden müße (die er dann doch bey alle dem auch nicht verachtet) und unter den Menschen nur eigentlich in dieser Rücksicht noch ohne Widerwillen wandelt als er hoft Seelen auf seine Bahn zu bringen. ich meine im heiligen Sinne des Worts, Menschen auf die bessere Bahn zu bringen. Du siehst aus dem oben geschriebenen, daß ich nicht mit dir einstimme, daß dieses nur eine fortgesetzte Rolle ist, sondern ich halte ihn für so durch und durch catholisch das er aufhören würde zu leben glaube ich wenn er aufhörte catholisch zu seyn, zusammen treffen könnt ihr nicht mehr darum ist es besser daß ihr nicht zusammen komt, aber daß er dich vernachlässigt daß er dich nicht liebt, daß weiß ich ganz gewiß daß das nicht wahr ist. Daß indische⁵⁸ wie alle weltliche Gelegenheit liegt leider nicht mehr in seinem Bereich. Aber darf ich dir es sagen willst du uns nicht belächeln? – nun wohl es sey. – Wir haben uns vereinigt alle Sonntage ein gemeinsames Gebet zu verrichten, dazu haben wir den einfachen Glauben gewählt an den alle christlichen Gemeinden Glauben, und dabey immer zu gleich deiner als den dritten in diesem Bunde einzuschließen uns vorgenommen, dieß halte ich gewißhaft ich glaube an einen solchen Bund der Geister. In Gott allein, treffen ja nur einst alle unsre Seelen zusammen was du auch davon denkst halte mich nicht davon ab. Du weißt nun gewiß daß ich dann allemal mit einiger Liebe an dich denke. Und das du nicht glaubst Friedrich habe mich angesteckt. Ich war es die ihm diesen Vorschlag that, da ich seine Liebe zu dir sah. – – Welche Geistes kraft ihm abgeht und ohne welchen Mangel er nie so hätte den Weg gehen können den er gegangen ist die Menschenkenntniß, er sieht tausend Di[nge]⁵⁹ nicht, die einem scharfern Weltauge nicht entgehen würde, er glaubt auch pffiffig zu seyn und ist es grade gar nicht. Doch bester Wilhelm fange nur immer wieder an deinen Bruder herzlich zu lieben er verdient es [...]⁶⁰

Die pathetisch-verklärende Charakterisierung ihres jüngsten Bruders, ihre große Empathie für seine Lebensform, die in einer gemeinsamen religiösen Praxis gipfelte, muss

53 „jetzt noch“ am linken Blattrand ergänzt.

54 Textverlust durch Heftung des Briefes.

55 Marie Alberti, die wie Stolberg um 1800 zum Katholizismus konvertierte und mit diesem in Münster im Kreis von Amalie von Gallitzin (1748–1806) zusammentraf. Sie wurde die erste Oberin der 1808 gegründeten Ordensgemeinschaft der ‚Barmherzigsten Schwestern von der allerseeligsten Jungfrau und schmerzhaften Mutter Maria‘, des sog. Clementinenordens. Im Juli 1803 wurde sie von August Ferdinand Bernhadi, dem Mann von Sophie Tieck-Bernhadi und Schwager Ludwig Tiecks, vergewaltigt und schwanger (vgl. Josef Kömer: Maria Alberti – eine verschollene Malerin der romantischen Epoche. In: *Preußische Jahrbücher*. 233/1833, S. 78–83). Dieses Verbrechen spaltete auch den Kreis der Frühromantiker:innen in zwei Lager. Maria Alberti starb an einer Typhus-Infektion. Vgl. Kömer (Hrsg.): *Krisenjahre der Frühromantik*, Bd. 3, S. 254 f.

56 Gemeint ist Johann Heinrich Voß, der 1819 eine Schmähchrift gegen die Konversion seines Freundes Stolberg mit dem Titel *Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?* verfasst hatte. Stolberg verstarb 1819 beim Verfassen einer Gegenschrift.

57 „damit beschäftigt wie man es dem“ am linken Blattrand eingefügt.

58 Unsichere Lesung, es könnte auch ‚irdische‘ heißen. – August Wilhelm Schlegel lehrte seit 1818 an der Universität Bonn als Sanskrit-Forscher und begründete in dieser Funktion die akademische Indologie in Deutschland. Friedrich Schlegel hatte 1808 mit seiner vielbeachteten und grundlegenden Schrift *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen, auch die Sanskritbegeisterung seines Bruders angeregt.

59 Textverlust durch Heftung des Briefes.

60 Charlotte Ernst an August Wilhelm Schlegel, [Herbst 1824]. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/letters/view/4216> (Transkription noch nicht zugänglich) (01.06.2023).

August Wilhelm Schlegel aufs Heftigste erzürnt haben – auch wenn das gemeinsame Beten den Zweck hatte, die beiden zerstrittenen Brüder zu versöhnen oder einander zumindest wieder etwas anzunähern. Es ist schwer abzuschätzen, ob Charlotte Ernst wirklich mit einer Konversion liebäugelte – der gleichfalls erklärende Hinweis auf den Stolberg-Kreis könnte zumindest ein Hinweis darauf sein. In jedem Fall muss sich August Wilhelm Schlegels Wut über eine solche Vermutung in einem anklagenden, nicht mehr erhaltenen Brief an sie entladen haben – den er augenscheinlich erst nach einem längeren Schweigen abgesandt bzw. geschrieben hat⁶¹ –, in dem er ihr offenbar auch sein auf immer zerrüttetes Verhältnis zu seinem jüngeren Bruder ausführlich erläutert hat. Charlotte Ernst reagierte auf seine Anschuldigungen gleichfalls ausführlich, in einem langen 24-seitigen Schreiben, an dem sie wohl über mehrere Tage gesessen hat und in dem sie zunächst auf betont heitere Weise von Intrigen und Liebesgeschichten berichtete, die sich im engeren Familienkreis in Dresden zugetragen haben, bevor sie auf die Vorwürfe August Wilhelm Schlegels zu sprechen kam:

Nachdem ich dir schon einen überlangen erzählenden Brief geschrieben, komme ich nun auf den ersten Theil auf die Beantwortung deines Briefes selbst, wie erschrak ich als ich den lange ersehnten Brief eröffnete, und einen zürnenden Bruder darinnen fand, ich hatte mich so ganz in Liebe und Vertrauen auch in meinem ersten Briefe dir hingegeben, mich fraglos gehen lassen ohne arg daß es möglich wäre, das man es misdeuten könne, das ich schon recht sehnlich vor Weihnachten auf einen Brief hoffte, und mich nur mit deinen vilen Arbeiten, darüber beruhigte. Geliebter Bruder wie kannst du denken, daß irgend nur ein Hinterhalt im Herzen bey mir ist, da ich dich von jeher so Vorzugsweise unter die Meinigen geliebt habe.⁶²

Im direkten Anschluss daran thematisierte sie noch immer nicht die Vorwürfe ihres Bruders, sondern klagte über die schwierige Ehe ihrer Tochter Augusta von Buttlar. Erst auf der 21. Seite ihres Schreibens reagierte sie direkt auf August Wilhelm Schlegels Anklagen; und nun wählte sie kein Pathos und zeigte keine Bewunderung mehr, sondern entschied sich für eine andere, insgesamt leichtere Tonlage, die eine größere Distanz zu Friedrich Schlegel suggerierte. Dabei sah sie ein, dass es eine Annäherung zwischen den Brüdern nicht mehr geben konnte:

Nun auf das wichtigste zu kommen mit *Friedrich* ich ahnete es bis auf diese Stunde nicht, daß eine ernste Mishelligkeit, unter euch entstanden wäre. Gustchen [Augusta von Buttlar, C.B.] sagte mir so etwas, ich hielt daß aber nur für ein momentanes Misverständnis, besonders da Friedrich dergleichen gar nicht wissen wollte, ich habe jetzt deinen Brief nachgelesen und finde nichts darinnen, als Unzufriedenheit. Daß er dir so lange nicht geschrieben, und an deinen litterarischen Arbeiten keinen Antheil nimt und dein Misbehagen an seiner sonderbaren Richtung des Gemüths wo sein Geist eigentlich ganz verloren geht. Nah berühren könnt ihr euch nun zwar nicht mehr, daß sehe ich wohl aber in der Rückerinnerung lieben das hoft ich noch immer, und das war meine Tendenz bey dem was ich schrieb⁶³ [...].

Tiek [Ludwig Tieck, C.B.] hatte einen drolligen Gedanken, er meynte das viele Essen wäre bey ihm [Friedrich Schlegel, C.B.] eine Nothwendigkeit, ein Glück, wäre er mager so würde sein Geist vollends verbrennen nur das Fett schütze ihn. ich hoffe du gehst nun von dem Gedanken ab daß mich Friedrich mystificirt habe, und daß ich Friedrich als einen heiligen geschildert haben sollte kann ich gar nicht glauben, wohl aber daß

61 Charlotte Ernst schrieb ihm nämlich noch einen zweiten Brief, in dem sie von der Konversion ihres Schwiegersohns, des psychisch auffälligen, arbeitsunfähigen Heinrich Ludwig von Buttlar berichtete – auch dies dürfte August Wilhelm Schlegels Argwohn geschürt haben. Charlotte Ernst an August Wilhelm Schlegel, 30.05.1825. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/3258> (01.06.2023).

62 Charlotte Ernst an August Wilhelm Schlegel, 09.07.1825. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/letters/view/4218> (Transkription noch nicht zugänglich) (01.06.2023). – Sie datiert den Brief erst in der Mitte auf den 09.07.1825; der erste Teil muss also vorher verfasst worden sein.

63 „und das war meine Tendenz bey dem was ich schrieb“ am linken Blattrand eingefügt.

die Richtung seines Gemüths⁶⁴ mit⁶⁵ seinem Geiste verbunden eine seltsame Erscheinung ist, die man für sich bestehen laßen muß, aber in deren Umkreisung ich mich nie mit fortschleudern laßen werde. [...] Tief schmerzen muß es dich kränken freylich, daß er so ganz von der thätigen Bahn des Geistes fortschreiten abgewichen ist. Mir scheint Friedrichs Stimmung eine Art Wunder, weil es ist so muß ich es glauben. Jetzt giebt er Blut und Leben dafür hin, aber wie er dazu gekommen das ist mir das Unbegreifliche!⁶⁶

Indem sie den Katholizismus Friedrich Schlegels als eine besondere Eigenart seines Wesens herausstellte, die inkommensurabel und unabänderlich war – und damit für sich stand –, nahm sie dem Bruder den Argwohn, Friedrich Schlegels katholischer Mystizismus könnte auf sie abgefärbt und Konversionsgedanken in ihr ausgelöst haben. Anders als August Wilhelm Schlegel akzeptierte sie die Entscheidung und Eigenarten Friedrich Schlegels jedoch und versuchte sie zu verstehen, ohne ihn anzuklagen – auch wenn ihr der Entwicklungsgang ihres Bruders unbegreiflich bleiben musste. Zugleich zeigt die Auseinandersetzung auch, wie verbreitet Konversionen zu dieser Zeit waren⁶⁷ und auch in Familien mit einer langen protestantischen Tradition wie jene der Schlegels heftig diskutiert wurden – der Übertritt von Charlotte Ernsts Tochter, Augusta von Buttlar, zum katholischen Glauben nur zwei Jahre später, kurz nach dem Tod ihrer Eltern, ist ein weiteres Beispiel.⁶⁸

III. Fazit

Der Blick in die Familienbriefe der Schlegels und die ausführlichen Zitate daraus sollten die Bedeutung dieser Schreiben herausstellen und den wichtigen Beitrag, den insbesondere die weiblichen Familienmitglieder zur Konturierung der beiden ‚Phänomene‘ „Friedrich Schlegel“ und „Dorothea Schlegel“, aber auch zur Konturierung bestimmter Zeitphänomene leisten, sichtbar machen. Die genaue Lektüre ermöglicht eine Vertiefung und Präzisierung bekannter Zusammenhänge und kann diese außerdem neu beleuchten und vielfach neu perspektivieren. Dabei wird sichtbar, wie intensiv und wie spannungsreich der innere und äußere Entwicklungsgang des Schlegel-Paares auf die Familie zurückwirkte; und es zeigt sich, wie wichtig die Stimmen der weiblichen Korrespondentinnen sind, da sie diesen Entwicklungsgang *en détail* und aus nächster Nähe sicht- und nachvollziehbar machen.

Hier spielen, wie deutlich werden sollte, insbesondere die Briefe von Charlotte Ernst eine wichtige Rolle. Den Schreibgestus dieser Briefe, ihre Intentionen und Strategien und nicht zuletzt auch ihre Kontexte noch genauer aufzuarbeiten, wäre deshalb

⁶⁴ Zunächst: Geistes (gestrichen).

⁶⁵ Zunächst: bey (gestrichen).

⁶⁶ Charlotte Ernst an August Wilhelm Schlegel, 09.07.1825. In: KAWS, URL: <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/letters/view/4218> (Transkription noch nicht zugänglich) (01.06.2023).

⁶⁷ Insbesondere die Konversionen im Kontext des Stolberg-Kreises hatten eine Welle an Übertritten ausgelöst, vgl. Eleoma Joshua: *Friedrich Leopold Graf zu Stolberg and the German Romantics*. Oxford 2005; Friedrich Leopold Graf zu Stolberg als Mittelpunkt konfessioneller konservativer Kommunikationsstrukturen um 1815. In: *Westfälische Zeitschrift*. 151–152/2001–2002, S. 107–131.

⁶⁸ Die Malerin Auguste von Buttlar hatte bereits seit einiger Zeit Interesse für das Werk der Nazarener gezeigt; weitere Gründe waren zudem sicherlich die Enterbung durch ihre Eltern – diese waren besorgt, dass ihr Mann das Erbe verschleudern würde –, auf die sie geschockt reagierte, sowie der Einfluss Friedrich und Dorothea Schlegels. Nach ihrer Konversion schrieb ihr August Wilhelm Schlegel, nachdem er davon erfahren hatte, einen mahnenden, wütenden Brief, in dem er sie an die protestantische Familientradition erinnerte (KAWS, <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-22/briefid/713> [01.06.2023]).

eine lohnenswerte Aufgabe. So können sie etwa Fragen nach dem romantischen Spannungsverhältnis von ‚Poesie und Leben‘ sowie nach deren ganz konkreten Voraussetzungen und Folgen bei Friedrich und Dorothea Schlegel neu beantworten und möglicherweise auch neue Hinweise auf die Entwicklung frühromantischer Poetik bei Friedrich Schlegel, aber auch bei Dorothea und August Wilhelm Schlegel geben. Und es stellt sich nach der Lektüre die nicht uninteressante Frage, warum ausgerechnet die beiden jüngsten Brüder des 10-köpfigen Geschwisterkreises (aus dem indes vier Söhne früh verstarben) konsequent aus der Familientradition ausbrachen und den bekannten Weg beschritten, während die beiden älteren Brüder, Karl August Moritz und Johann Karl Fürchtegott Schlegel, mit dem Amt des Pastors bzw. des Verwaltungsbeamten sich ganz in ihre von den Eltern vorgesehene bürgerliche Existenz fügten. Die Briefe der weiblichen Familienmitglieder könnten hier womöglich noch interessante Erkenntnisse zutage fördern. Zugleich aber bilden sie ein Genre *sui generis*, das auf der Schwelle von empfindsamer und romantischer Schreibpraxis anzusiedeln ist und weiter erforscht werden sollte – und dies nicht nur mit Blick auf die beiden bekannten Brüder, die unser Verständnis der Romantik so nachhaltig präg(t)en.